

Jens Loescher präsentiert



An fremdem Ort

7 Autoren schreiben 7 Geschichten

Corentin Monnier
Diane Daniel
Firuza Bayramova
Elena Rabasa
Jared Erwin
Javier Sánchez-Arjona
Pierre Hermann

Jens Loescher präsentiert

An fremdem Ort

7 Autoren schreiben 7 Geschichten



Kreatives Schreiben
Humboldt Universität zu Berlin
Wintersemester 2006/2007

Verstummen
Das Loch
Langsames Rühren
Geburtstag
Mein Leben im Meer
Pünktlich wie der Tod
Dem Hasen nach

*Corentin Monnier
Diane Daniel
Elena Rabasa
Firuza Bayramova
Jared Erwin
Javier Sánchez-Arjona
Pierre Hermann*

Die Autoren

Corentin Monnier, Frankreich
corentin.monnier@sciences-po.org

Diane Daniel, Polen
puchatek@hotmail.com

Elena, Spanien
eral@alumni.uv.es

Firuza Bayramova, Russland
firuza_bairamova@mail.ru

Jared Erwin, Vereinigte Staaten
jaredjayerwin@gmail.com

Javier Sánchez-Arjona, Spanien
jsanchezarjona@yahoo.es

Pierre Hermann, Frankreich
pierre.hermann@gmail.com

Jens Loescher, Deutschland (Lehrer)
JensLoescher@aol.com

Wohin ? Woher ?

Die Texte dieser Sammlung sind Orte. Unvollkommene Orte, wo wir uns als Schreibende gefunden haben. Tatorte in denen wir uns getroffen haben. Am rechten Ort womöglich: der Treffpunkt ist dabei allerdings die deutsche Sprache gewesen.

An Ort und Stelle haben wir unsere Freude am Schreiben geteilt, die Lust am Erzählen mitgeteilt. Wir haben uns wohl gefühlt mit einem Füller in der Hand und einem Blatt Papier, am Ort der Handlung. Aus ihr haben wir unsere eigenen Orte geschaffen, die von jedem von uns anders eingerichtet worden sind.

7 Schreibende. 14 Texte. Das Resultat: 2 Texte pro Person, in denen wir vor Ort waren und versucht haben, unsere eigenen Spuren vorzuzeigen, die von Ort zu Ort anders vorgekommen sind: dafür zwei Erzählungen, zwei Beweise, zwei Füße, zwei Spuren, die unsere verschiedenen Gangarten schildern wollen.

Der Feind: die Zeit.

7 Geschichten

Verstummen

von Corentin Monnier

Nun will ich dir sagen, dass alles was du über mich denkst falsch ist. Total falsch. Definitiv falsch.

Ich bin's nicht. Du hast dich geirrt. Hoffentlich hast du dich geirrt. Ich weiss nicht, wie man sich so offensichtlich irren kann. Du hast gedacht, du kennst mich, aber wir sind einander noch unbekannt. Ich bin der ganzen Menschheit fremd. So ist es immer gewesen, so wird immer sein. Weder du noch irgendjemand kann es ändern.

Ich bin aber glücklich, weißt du? Ich bin immer glücklich gewesen, ohne dich zu brauchen. Erst als ich 12 war hat man probiert, dieses Glück auszuhöhlen. An meinem Unfall hätte ich mein ganzes Leben leiden können. Dank meines Vaters habe ich alles vergessen. Er hat meine Krisen beschränkt, damit ich wieder auf dem guten Weg laufe.

Als ich im Krankenhaus war, hat er die ganze Zeit neben mir verbracht. Tag und Nacht war er da. Ich erinnere mich an die Szene noch perfekt, wie könnte ich sie vergessen?

Ich liege, ich kann mich nicht bewegen. Ich habe viel geweint. Die Träne, die noch auf meinem Gesicht ruht, sowie das Rot in meinen Augen können es beweisen. Ich liege dort, in meinem Bett, und mein Vater sitzt daneben.

Er sagt nichts. Er liest nicht. Er hört keine Musik. Nur wartet er auf mich, auf die Rückfahrt seiner geliebten Tochter. Er wartet auf meine Wörter, meine Erklärungen. Er möchte mich trösten, kräftigen, damit ich alles vergesse, was geschehen ist. Ich sehe seine von Traurigkeit glänzenden Augen. Ich kann nichts sagen.

Für mich sind immer Wörter was schwieriges gewesen.

Wörter. Sich ausdrücken. Erklären. Sich rechtfertigen, sich entschuldigen, das Ungesagte zu klären. Das ist nicht mein Leben. Mein Leben kann ich nicht rational erklären. Die Vernunft ist nicht genug, um meine Geschichte, diese unerwartete, unangebrachte, unbegreifliche, Geschicke, zu verstehen. Wörter sind deswegen kein angepasstes Mittel, um unter solchen Bedingungen zu leben. Wörter sind aber das einzige Mittel zu leben. Trotz ihrer Unfähigkeit, mich vollständig zu übersetzen, waren und sind sie noch die einzige Weise, mein Heil zu sichern.

Die Vernunft kann man aber nur berühren, indem man alle Hindernisse, alle Gefühle, alle Unreinheiten verschwinden lässt.

Als ich in diesem Bett lag, war ich unter tausend von diesen schrecklichen Hemnissen überwältigt. Sie waren überall um mich, wie eine Mauer, die man nicht überschreiten darf, wie

eine Mauer durch Wachtürme und Soldaten verteidigt, die den einzigen Weg zur Freiheit besetzt halten.

Ich sehe meinen Vater an. Er lächelt, als ob er sagen wollte: „du kannst mir vertrauen, mein Kind. Du kannst mir alles sagen. Du kannst die Zeit nehmen, um alles zu sagen.“

Sprechen kann ich aber nicht. Ich probiere, aber mein Mund bleibt geschlossen.

Ich bemerke dann, dass ich meinen ganzen Körper nicht mehr kontrollieren kann. Nur meine Augen bewegen sich. Der Rest ist Tot. Alle Verknüpfungen zwischen meinem Gehirn und meinen Muskeln sind geschnitten. Was kann ich dann machen, ausser darauf warten, dass ich wieder lebe?

Nur 2 Monate habe ich gewartet. Immer ist mein Vater bei mir geblieben. Er war da als ich einschlief. Er war da am nächsten Morgen. Er aß da, er lebte neben mir. Jeden Tag hat er mit mir gesprochen. Er hat Geschichte erzählt, er hat mir philosophische Fragen gestellt, er hat mich amusiert, berieselt und geliebt. Niemand hatte mir vorher so viel beigebracht.

Ich könnte sehen, dass er sich vor allem davor fürchtete, dass mein Leben wieder bedroht wird. Manchmal war er plötzlich ernst. Er hatte keine lustigen Gedanken mehr. Er atmete tief und fragte:

„Du wirst es nie wieder machen? Das wolltest du nicht. Das war ein Unfall. Jetzt geht's dir besser. Jeden Tag wird's dir besser gehen. Du bist auf dem richtigen Weg. Mit Tapferkeit wirst du *heiter Raum um Raum durchschreiten*. Dein Leben wird schön wie kein anderes sein...“

Er wartete auf keine Antwort. Er war sich dessen bewusst, dass keine Antwort möglich war, dass diese Rede immer nur ein Monolog sein konnte. An Stelle von einer Reaktion las er in meinen Augen. Er wollte Hoffnung entdecken. Ich weiss nicht was er sah. Nur kann ich mir vorstellen, dass eine Ausdehnung meiner Pupillen für ihn schon eine richtige Antwort war.

Als ich wieder aufgestanden bin, ist alles besser als vorher gelaufen. Mein Vater hat mich weiter geliebt. Er hatte mich akzeptiert, wie ich tatsächlich bin, ohne zu streiten, ohne seinen Willen durchzusetzen, eine andere, bessere Tochter zu haben.

Erst dann könnte ich glücklich sein. Weil er nichts mehr durchsetzen wollte, habe ich dann mich darum bemühen können, die beste Tochter der Welt zu sein. Natürlich wollte ich, dass er auf mich stolz ist. Ich wollte, dass er niemals wegen seiner Tochter weint, dass er immer heiter an mich denkt. Das war jetzt der Fall. Er hatte mich befreit, indem er nicht gefragt hatte, dass ich vernünftig erklärte, was geschehen war.

Mein Leben ging weiter. Ich schloss das Gymnasium ab, fing Studium an, zog nach Berlin um, lernte viele neue Leute kennen, lernte dich kennen.

Ich könnte das Leben genießen, war es nicht klar? Wieso bist du mit deinen perversen Fragen gekommen? Warum wolltest du verstehen, warum wolltest du, dass ich alles erkläre? Ist meine Geschichte so merkwürdig?

Wir haben uns in der Universität kennengelernt. Wir waren im selben Seminar über die Dramaturgie Tschechows. Du warst ein Großsprecher, dieser Art Mensch, den man sieht und über den immer gedacht wird, er sei unerträglich. Alle ertrugen aber dich. Und keiner kannte mich wirklich.

Wir hatten nichts gemeinsam, keinen gemeinsamen Freund, keinen richtigen Grund, uns zu unterhalten. Aber endlich, als das Semester fast vorbei war, hast du mit mir gesprochen. Wir haben viel geredet, zu viel erzählt. Wir haben unsere Ähnlichkeit beobachtet, ohne unsere ungeheure Unterschiedlichkeit zu bemerken, die dafür gesorgt hat, dass man nie von einem „wir“ sprechen kann.

Ich habe Berlin verlassen. Du bist dortgeblieben. Und trotzdem hast du gedacht, wir seien gebunden. Du hast mich nie in Ruhe gelassen. Immer warst du da, mit der selben Frage, diese geräuschlose Frage, die du dich selbst nicht getraut hattest, tatsächlich zu stellen. Deine Anwesenheit war genug, und galt für mich als unmenschlich und zerstörend.

Ich bin nach Heidelberg gezogen. Dort wollte ich neu leben. Ich wollte einfach mein Glück erhalten. Es war keine Flucht, nur Selbsterhaltungstrieb. Ich wollte dich vergessen, nie wieder was von dir hören. Ich wollte diese Frage vergessen, da keine Antwort möglich war.

Ich bin bei meinem Vater. Du sitzt am Tisch und sprichst leise. Zwischen mir und dir herrscht nur eine komische Stimmung. Das ist nicht diese Feierstimmung von Weihnachten, die wir beide hassen. Es ist was anderes. Das ist die Frage. Eine schwierige Frage, die aber nicht aus Wörtern besteht. Das ist eine Frage, die durch Gefühle vermittelt wird.

Gefühle.

Und jetzt bin ich wieder wie im Bett, im Krankenhaus, ohne dazu fähig zu sein, Wörter auszudrücken. Ich warte auf deine, die aber nicht kommen, und die die sind, die die ich nie hören darf.

Plötzlich hast du mich geküsst.

Einen Teil meiner Träume hast du so befriedigt. Im nächsten Augenblick warst aber du schon ewig weit. Du warst mit mir, ich war allein. Und dann klang so stark wie nie diese innere Stimme nach, die in meinem Kopf endlos schrie: „Ich bin's nicht!“

Ich will dich nie mehr sehen. Du verstehst aber nicht, aus welchem Grund wir geteilt sein sollten.

Diese Frage kann ich leider nicht beantworten. Nur erinnere ich mich jeden Tag daran, dass es diesen Unfall gab, der nie wieder geschehen darf.

Dieser Unfall. Er sollte ursprünglich dem Nichts meines Lebens widersprechen. Er hatte es aber bestätigt. Nur war es nicht nötig, diese Bestätigung zu bekämpfen...

Die Nichtigkeit der Welt und aller Menschen haben wir immer geteilt. Du hast sie immer heiter betrachtet. Ich nicht. Das ist genau was, dass du mir beibringen wolltest.

Es gibt klar keinen Gott, keine Idee, nur Atome. Ich stimme dir zu. Nur die Nichtigkeit. In mir sowie in dir, in jeder, überall herum. Es gibt auch keine Moral, keine Regel, kein Gesetz, dem man gehorchen muss. Es gibt weder Schönheit noch Bösheit noch Gerechtigkeit noch Wesen. Nur Stoff gibt's. Stoff und Freude.

Ist das nicht fantastisch?

Unsinn! Warum kannst du aber nicht verstehen, dass dies nur Unsinn ist? Wie könnten Wörter die Freude vermitteln?

Freude kann man nicht vernunftig erklären. So wie die Schuld.

Meine Verantwortlichkeit kann sowieso niemand leugnen.

Während meines ganzen Lebens habe ich mich immer taumelig gefühlt. Ich habe immer Zeichen gesucht, um mich zu kräftigen. Einen festen Anhalt habe ich aber kaum gehabt. Sonst hätte ich mich nie so schwach verhalten

Erst als ich 12 war, habe ich eine befriedigende Lösung gefunden, um dieses verwüstende Gefühl von Verlorenheit niederzuwerfen. Diese Lösung hat selbst mein Vater akzeptiert, da er wusste, dass sie die einzige war, die mir diese unerträglichen Leiden ersparen könnte.

Die hast du abgelehnt. Du hast mich geliebt, anstatt zu akzeptieren, dass ich mich selbst hasse. Man kann aber nicht jemanden gegen sich selbst retten.

Man kann nur meine Denkweise akzeptieren. Dieses ist das einzige Liebeszeichen, das ich ertragen kann.

Und du? Du hast mir geschrieben. Du sagst, dass ich krank bin. Du sagst, dass ich von dem schlimmsten Leiden der Welt betroffen wäre, dass mein Geist ungesund wäre. Deswegen würde er als Gift für meinen eigenen Körper gelten. So wie für alle, die mich lieben.

Depression. Misswahrnehmung der Wirklichkeit. Anorexie. Nur Wörter, die falsch klingen, und die ich nie verstanden habe.

Das sind nur Lügen. Du hast dich geirrt. Ich bin's nicht. Ich bin glücklich.

Das Loch

von Diane Daniel



Ein Mädchen betet. Ich sitze im Zug und beobachte sie. Ihre kleinen Hände sind beim Beten gefaltet. Wenn ich nur einen Fotoapparat hätte. Dann steigt noch jemand in unseren Teil des Zuges. Ein Musiker- nehme ich an. Dünn, mit einem großen Rucksack voll Bücher. Ein Heft mit Noten fällt auf den Boden als er etwas in dem Rucksack gesucht hat. Er nimmt es auf und staubt es ab, nachdem steckte er es weg, und nahm ein großes Buch heraus. Eine Biografie von Bach.

Vielleicht kommt der Junge aus Griechenland. Seine dunklen tiefen Augen folgen den Sätzen auf die Seiten. Er ist nicht Attraktiv, aber ich beobachte ihn trotzdem.

Ich bewege meinen Beobachterblick zu dem kleinen Mädchen. Sie ist sehr weiß, sieht ein bisschen erschrocken aus. Sie schaut sich um, und dann fängt sie wieder an zu beten. Ihre Lippen brodeln in den Rhythmen der Gebete, und ihre gefalteten Hände erinnern mich an eine Geschichte, die noch kommen wird...so behalt den Blick, wie ich es behalte, in deinem Kopf und lass es später zurück kommen....

Ich bewege meine Sicht wieder zu ihm. Er spielte noch, seine Finger bewegten sich behutsam auf seinem Schoss. Er spielte, obwohl er nicht mehr bei seinem Klavier war, sondern in dem Zug. Er spielte noch, und er spielte eine schöne Musik, die nur er, und ich, und vielleicht das kleine Mädchen hören konnten, obwohl es keine Musik gab...

Er schloss seine Augen halb, und so saßen sie neben einander, das kleine Mädchen mit den halbgeschlossenen Augen, und der große Musiker, auch mit den Augen halbgeschlossen.

Was für ein seltsames Erscheinen! Was für eine Schönheit!

Und draußen war noch immer dieselbe graue, hässliche Welt.

Ich konnte nicht mehr denken....

Wie wir alle eigentlich banal sind...alles passierte schon vorher...und alles wird wieder noch einmal passieren, vielleicht schon ohne uns, oder mit anderen uns?!

Ich könnte mehr über die zwei Leute schreiben, wahrscheinlich sind ihre Biografien interessant, oder auch nicht...Aber ich werde eine andere Geschichte erzählen, eine Geschichte nicht aus dem Leben der beiden, sondern über jemand an den sie mich erinnert hatten. Eine Geschichte, die vielleicht wirklich passiert ist, vielleicht auch nicht. Eine Geschichte, die genau hier begann, ja hier, wo du jetzt bist, aber lang lang vorher... oder vielleicht in der kommenden Zukunft...

Jeden Tag treffen wir Menschen mit Geschichten die wert zu erzählen sind....

Sie: Ich komme, Herr, in dein Haus, in deinen Tempel, und ich kann dich nicht finden...Ich suche, renne, entschuldige mich, bitte...ich stoppe, blicke nach oben, ich bin wieder unter dem Loch in dem Dach stehen geblieben, ein Teil des Himmels, warum kann ich dich nicht finden...ich gebe mir so viel Mühe...Das Loch im Dach sollte eigentlich nicht mehr da sein, es ist nach dem Krieg geblieben, ein Krieg für etwas was man nicht erreichen kann, für etwas, was es nicht gibt. Das Loch ist geblieben als Erinnerung an der damaligen Erregung , wenn man so den Kampf ums Überleben nennen kann...so bin ich, Herr, vor dir, fast jeden Tag, und blicke nach oben, suche dich, suche Antworten, stelle Fragen...aber ich kann dich nicht finden. Heute bitte ich nicht mehr...Heute, heute falle ich hin, hör mich....!!!!!!! und du spuckst mir einfach ins Gesicht...ah nein, Entschuldigung..es Regnet

Leise sagt sie mehr zu sich als zu jemand anderem, *ich werde Morgen wiederkommen.*

Und ich dachte, ich würde auch da sein.

Er: Ich stehe auf dem Balkon meines Hauses. Ich schaue auf die Stadt, dieselbe Stadt die ich jeden Tag sehe. Grau, ruiniert, noch nicht geordnet nach alle dem, was hier statt gefunden hatte. Die Geschichte lebt noch auf den Strassen. Ich bin da, und mit Ekel schaue ich die Stadt an, die ich gleichzeitig liebe und hasse...vor meinen Augen ist der Dach des Doms wie neu gestiegen...seit Jahren sehe ich ihn, unzerstörbar...nur mit einem kleinen Loch im Dach, sonst immer noch majestäisch...ich war noch nie drinnen...ich brauchte es nicht, damals, damals war ich glücklich, warum sollte ich in einem Dom gehen...

Er lächelt, aber so traurig, so ungewöhnlich

Ich suchte nie,

Warum sollte ich dich eigentlich suchen!!!!

Aber trotzdem nimmt dieser Dom meine Aufmerksamkeit mehr und mehr.

Und vielleicht bist du es, der mich sucht??

Nein, ich muss mit diesem Nonsense aufhören. Zu wem spreche ich eigentlich? Ich bin wahnsinnig geworden...

Er lächelt, aber so traurig, so

Wenn du da sein würdest, wie würdest Du das alles erlauben....

Was hindert mich da zu gehen, dann werde ich wissen, wie es ist und werde aufhören mit mir selbst zu reden

Probiert nur keine Tricks mit mir.. Er hob einen Finger Richtung Himmel, als Bedrohungszeichen. Ich gehe dort nur aus Neugier.... Nicht weil ich dich suche...Nein

Er lächelt, aber so...so...und ich habe gehofft, er würde Morgen da sein.

Sie kam. Stand wieder unter dem Loch.

Er kam. Stand für das erste Mal unter dem Loch.

Und so sind sie stehen geblieben, ohne einander zu bemerken. Beide in ihren eigenen Gedanken, beide nach etwas suchend, etwas, das vielleicht nicht da war. Noch nicht.

Sie stand da mit den Augen in der Leere des Himmels, der hellblau war. Sie kniete, und fühlte sich wieder wie ein Kind. Trotz allem, fühlte sie sich sicher an diesem Platz.

Vati, Vati...

Ja, mein Schatz . Sie hat geschlossene Augen, wenn sie an ihren Vater dachte.

Er nahm mich an diesem Tag in die Kirche. Normalerweise war ich mit Mutter gegangen, aber eines Tages hörte Vater meine Bitten, und ging mit mir, nur mit mir! Mit Mutter und den Brüdern war ich immer unten geblieben, beim Altar, wo die Kindern sein sollten, aber ich hatte es nicht gern, ich fürchtete den Pfarrer....und der Balkon sieht so geheimnisvoll aus...Vater nahm meine kleine Hand in seiner großen, und Hand in Hand sind wir auf den Balkon gegangen.

Sie konnte sich nicht erinnern wie er damals aussah, sie erinnerte sich nur an die Hand, und seine warme Stimme. Sie war mit ihm nicht oft, und noch seltener war sie mit ihm, wenn er eine warme Stimme hatte. Aber an diesem Tag war es anders. Sie merkte sich den Platz als voll von Magie. Von oben konnte sie genau die anderen Leute sehen, die stehenden Jugendlichen, die knienden alten Leuten...

Vati, Vati...

Ja mein Schatz?

Warum betest du nicht?

Was meinst du, mein Kind?

Schau, so muss man die Hände halten...sie faltete ihre Hände, Finger an Finger, gestreckt, mit dem Daumen am Ende dieser Pyramide, wie ein Kreuz gefaltet.

Er lächelte nur und faltete die Hände, so dass die Finger mehr an eine Bergkette als an eine Pyramide erinnerten.

Sie lächelte über diese Erinnerung und ihr Lächeln machte ihr Gesicht hell. Es war dunkel im Dom.

Nein, Vati, nicht so

So..und ihre kleinen Hände nahmen mit Kraft die Hände vom Vater und stellten sie richtig Gut, Töchterchen, schon gut, so werde ich beten.

So hat er gekniet bis zum Ende der Messe mit Tränen in den Augen. Ich konnte nicht verstehen warum

Jetzt nach Jahren war sie wieder in einer Kirche, schon Erwachsen, und konnte sich nicht erinnern, wie man im wahren Gebet die Hände falten soll. Sie schaute noch einmal nach oben. *Wie anders war das alles jetzt.*

Er stand genau ihr gegenüber. Ein bisschen im Schatten, er traute sich nicht direkt unter dem Loch zu gehen. Er fragte sich warum er gekommen ist. Er drückte seine Fäuste fest, und schaute weg von dem Himmel in die leere Stille des Doms.

Betrug! Alles ist Betrug! Wo warst du damals!? Wie konntest du erlauben, dass sie sie Weg von mir nahmen!? Sie hatte so schöne große Augen, und ihre Stimme...oh, ich liebte sie, und du hast erlaubt...wer bin ich jetzt...

Er konnte die Erinnerungen nicht mehr bremsen.

Der Geruch von Weihrauch und Kerzen machte ihn schwindlig.

Der Geruch von Weihrauch und Kerzen und die Blumen gaben ihr Mut und Ruhe.

Wer würde jetzt Blumen hier bringen?!, dachte er Solche Zeiten und die Leute haben nichts besseres zu tun als Blumen hier zu bringen...die Blumen, die ich für sie frisch vom Feld gesammelt habe, das waren Blumen!

Er drückte seine Fäuste fest.

Der Geruch nahm an Kraft, war nicht mehr möglich auszuhalten. Er hat geschrien.

Mächtig, aber lautlos. Das Schreien bebte mit Echo in den kalten Mauern des Doms, und in seinem Körper, aber rund herum blieb die ewige Stille. *Warum Schweigst du! Ist es das einzige was du kannst?! Schweigen, Schweigen und nichts machen...nur schauen wie jemand stirbt...du bist Schwach...wenn ich du wäre würde ich sie retten...sie glaubte an dich, und jetzt ist sie tot...Du hast keine Macht.* Die letzten Wörter waren sehr still, langsam...machtlos fällt er auf seine Knie, und steckte sein Gesicht in die Hände.

Es war schon dunkel. Sowohl draußen, als auch im Dom. Ein Flugzeug flog durch den Teil des Himmels.

Sie zitterte, wie damals in ihrem Zimmer.

Ich saß allein im Zimmer, jetzt war alles vorbei, aber ich konnte noch mein Herz laut schlagen hören...

Ich wollte die Tür nicht aufmachen, ich hörte sein Atmen auf der anderen Seite!

Ich wollte eine Verwandlung vollziehen, ich wollte ein Ungeheuer sein, oder doch etwas nettes, aber nicht ich selbst. Er suchte mich: wenn ich etwas anders wäre, würden auch die Sorgen verschwinden. Wenn ich etwas anderes wäre, würde er mich nicht mehr suchen!

Ich saß in der Ecke gegenüber der Tür. Meine Beine waren bei meinem Kinn, das ein bisschen zitterte. Ich konzentrierte meinen Blick auf die Tür. Eine Tür zu sein wäre auch nicht schlecht. Aber auf der anderen Seite, war es sehr schlecht, fast immer nur in einem Platz zu sein, angefasst von so vielen Leuten, ohne Gefühle, mit kalten Händen, mit warmen Händen, egal, von Männern auch wie von Frauen...manchmal zu, manchmal auf, nein die Türen hatten kein einfaches Leben, fast wie ich...und noch hatten sie den Nachteil, sie können nicht weg laufen...aber dann konnten sie auch wahrscheinlich keine Schmerzen fühlen...und ich konnte auch nicht weg laufen...aber trotzdem konnte ich Schmerz fühlen..sehr genau ..sehr stark.

Das Klopfen fing an, erst leise...mein Kinn zitterte noch mehr, meine Augen waren jetzt sehr groß und voll von Tränen. Ich wollte Schreien und Weinen, aber ich musste leise bleiben! Er konnte mich nicht hören, und auch wenn ja, wollte ich ihm die Befriedigung nicht geben, dass ich Angst habe.

Ich fühlte eine Welle von Ekel, die über mein Gesicht schwamm. Ich konnte es nicht mehr ertragen. Ich wünschte mir wirklich wo anders zu sein, oder etwas anders zu sein. Als das Klopfen an Kraft zu nahm, machte ich einen Schritt zurück. Der Boden bewegte sich...ich schaute unter mir, das Holz war lose. Vielleicht gibt es einen Ausgang. Ich kniete, und fing an, sie zu heben. Das Klopfen wurde lauter und die Stimmen kamen von draußen. Ich hörte Mutti: lass sie, Stefan, bitte lass sie, es ist mein Kind. Bitte Stefan. Ich konnte mir vorstellen, wie sie ihn umarmte und wie sie ihn weg von der Türe geführt hat...arme Mutti. Das Klopfen wurde leiser. Das Klopfen war vorbei.

Endlich sah ich das Loch unter dem Boden. Damals im Boden und jetzt im Dach, und wo bist du?

Er sah das Flugzeug.

Damals kamen die feindlichen Flugzeuge mehrmals über unseren Himmel. Er erinnert sich, wie sie damals in seinen Armen weinte. Wie er später durch die Straßen mit Tränen in den Augen rannte. Wie etwas in ihm zerbrach. Wie die Stadt brannte um ihn, sein Gesicht brannte auch unter den kalten Tränen. Er konnte ihr nicht helfen. Er kam zu spät. Betrug! Ein "Freund" hat gesagt wo unser Versteck war, Verrat! Wo warst du, der, den ich damals brauchte?

Es war finster und kalt. Ich wartete auf den "Freund". Ich wollte ihn umbringen. Tod für Tod, oder Leben für Leben....Wir kämpften, aber ich konnte ihn nicht umbringen, ich hatte die Chance, aber ich konnte nicht...Ich sagte ihm nur, dass er leben sollte mit diesem schlechten Gewissen, dass er mein ganzes Leben genommen hat, obwohl ich noch lebe...ich bat ihn, mich auch zu ermorden...er schaute mich an und rannte weg...ich drückte nur meine Fäuste stark und suchte mit meinem Blick eine Rettung von oben. Die Rettung kam nicht.

Jetzt hob er sich nach dem langen Kneien, und ohne einen Blick nach oben, kehrte er um und verschwand in der Finsternis des Doms.

Sie war auch schon auf ihrem Weg zum Ausgang.

Und ich, ich blickte nach oben, aber sah nur den leeren dunkelblauen Himmel.

Trotz allem, waren wir am Morgen zurück.

Sie schauten sich an. Zum ersten Mal trat ein bisschen Leben in ihre Gesichter.

Ein Blick von Gesicht zu Gesicht. Seine Augen, grün.

Ein Blick von Gesicht zu Gesicht. Ihre Augen, braun.

Ein Blick von Gesicht zu Gesicht. Der Himmel war heute grau.

Ich suche nach dir, in der Tiefe meiner Gedanken, und finde nur mich. Immer noch nur mich. Es ist besser allein hier zu sein, -die braunen Augen noch so jung und schon fast erloschen, kehrten in das Grauen des Himmels.

Ich würde sie gern besser kennen lernen. Nicht heute jedoch. Vielleicht morgen auch nicht...ich will niemanden mehr verlieren...so ist es besser allein zu sein-die grünen Augen, die schon seit langem nicht lächelten, kehrten in das Grauen des Himmels.

Er hob seinen Kopf, der schon weißes Haar hat, und sah eine alte Frau. Ihre Augen trafen sich, und er erkannte die braunen Augen, sie erkannte die grünen. Aber in den nebelvollen Blicken konnten sie nicht mehr als Angst finden. In dem seit gestern reparierten Dach, konnten sie nicht mehr als einen unwahren Traum finden. Sie gingen hinaus, mit den Köpfen gebeugt. Und sie kamen nicht mehr.

Tage danach, saß ich in einem Zug. Diese Frau kam und nahm Platz neben mir. Ich konnte fühlen, dass sie beobachtete, was ich schreibe, und ich war gerade bei dem Satz: Sein Name... Sie schien sehr interessiert endlich zu entdecken, wie sein Name war.

Sie hustete, und der Lärm lenkte mich ab, so dass ich durch das Fenster herausblickte. Auf dem Gleis stand er, in langer brauner Jacke. Ich wusste, er muss es sein. Sie folgte meinem Blick und ließ ihre Augen ein bisschen bei ihm bleiben. Der Zug bewegte sich wieder. Ich fing an, wieder zu schreiben. Sie saß einfach wieder neben mir.

Sein Name war Timotheus. Ihr Name war Magdalena. Sie war wie ich, er war wie du. Sie war wie du, er war wie ich.

Jeden Tag treffen wir Menschen mit Geschichten die wert zu erzählen sind...aber wir machen es nicht. Also vergehen die Leute, wie auch ihre Suche.

Ich habe mein Heft mit dem letzten Satz geschlossen. Die Geschichte ist fertig. Oder fing gerade an. Hier, ja hier, wo du jetzt bist.

Langsmes Rühren

von Elena Rabasa

„ Wir brachen um 6:00 Uhr morgens von der Basisstation auf. Um uns herum nur das ewige Eis“.

Das war der letzte Satz. Nichts mehr. Ich spüre noch die Kälte, seine Kälte in seinem Leib, in seinem leblosen Leib.

Sein tragisches Ende fing in dem Moment an, an dem er geboren wurde. Was für eine Paradoxie, Anfang und Ende waren schon damals zusammengekoppelt, Alfa und Omega, Geburt und Tod.

Bevor ich die Geschichte meines Sohnes fortsetze, muss ich zugeben, dass es mir beim Schreiben und Erzählen seines bzw. auch meines Lebens schwer fällt, nicht rückwärts nachzuschauen, zurück zur „Basisstation“ und versuchen zu sehen, warum ich ihn damals so erzogen hatte, doch die Klagen führen nur zum Mitleid, nichts weiter.

Jetzt kann ich ihn besser verstehen, jetzt, obwohl er schon weit weg ist. Denn diese Hefte sind die einzigen Erinnerungsstücke, die ich von ihm behalte und das hat auch mich zum Nachdenken gebracht, wie durch das Lesen, Erinnern und Erleben, ein gewisses Bedürfnis entsteht, alles nochmal zu erzählen.

Und was ist „alles“? Alles ist im Moment mein Material, das ich habe oder, besser gesagt, nicht habe, aber sich durch meine Erinnerungen und Erfahrungen zu einem „etwas“ entwickeln wird und das „Ganze“ widme ich meinem Sohn.

25. September, 19xx.

Mein erster Tag in der Akademie.

Ich bin endlich mit Sack und Pack hier gekommen und irgendwie fühle ich mich als ob ich hier schon gewesen wäre. Diese Atmosphäre ist mir nicht fremd und weiß nicht warum.

Die grauen Gebäude erinnern mich an mein Dorf; die langen Flure, die schmutzigen Fenster, die verrosteten Fassaden.

Im Moment bin ich nur ein paar Kumpels entgegengekommen. Ihre Gesichter drücken Melancholie aus und das kann ich nicht verstehen, nicht wenn es sich um die Verteidigung seines Landes handelt. Vielleicht sind diese langen Gesichter nur eine Zeitsache.

Ich weiß nicht genau, was die Zukunft für mich vorbereitet hat, doch ich werde durchhalten, denn es ist mir nicht anders gelehrt worden als durchzuhalten!

Genau jetzt, beim Rühren in der Teetasse, lese ich eine Sammlung von Gedichten, die sich mit Kriegssituationen beschäftigen; Warschau, Bagdad, Berlin, Madrid, Vietnam... und ein

unendliches Undsoweiter. Diese Städte wurden zu Tatorten, wo junge Leute ums Leben gekommen sind, wo Familien zerbrochen worden sind, wo Illusionen nie erfüllt werden könnten. Ich blättere weiter. „Nun ist es Zeit, Abschied zu nehmen“ heißt ein von Oliver Behnssen geschriebenes Gedicht; „von den kleinen Worten, dem small – talk“. Ich kann nicht weiter lesen, soll ich aber, doch alles was ich tue ist rühren, weiterrühren.

Manchmal denke ich daran, ob ich mit meinem Sohn ehrlich war oder ihn nur nach meinen „richtigen“ Werten erzogen habe. Jetzt fällt es mir schwer das Wort *richtig* zu schreiben und demzufolge es auch zu denken. Richtig – Falsch. Davon gingen unsere Unterhaltungen aus, weg von dem falschen Weg, um den richtigen zu erreichen.

Ich blättere zurück zu Behnssen. „Small – Talk“... war es nur vielleicht was ich ihm beigebracht habe? Weit weg vom Selbstdenken, vom Selbstentscheiden? Ich mache das Buch zu und trinke den heißen Tee aus.

18. Oktober, 19XX

Mittlerweile ist es auch kälter geworden und eine schneeweisse Decke breitet sich jeden Morgen aus und begrüßt uns.

Fast einen Monat hier und ich kenne niemanden, nur den Kumpel 13.269. Er heißt Neiss und mit Vornamen Eckhart, aber das interessiert anscheinend niemanden. Wir haben nur ein paar Sätze ausgetauscht, aber ich habe das Gefühl gehabt, er sei ein guter Typ. Er schreibe auch ein solches Tagebuch, hat er gestanden, aber nur ab und zu.

Jetzt hat er mindestens für mich seine 13.269 – Anonymität verloren, er ist nämlich der andere „Tagebuchschreiber“. Nicht schlecht jemanden zu treffen, der sich auch mit dem Schreiben beschäftigt, der sich mit einer Feder wehren kann. Nicht schlecht, denke ich.

Heute wollte ich einkaufen gehen, habe meinen Mantel, die Schlüssel und den Regenschirm genommen und bin zur S-Bahn gegangen. Schon im Zug habe ich die um mich herum stehende Menschheit beobachtet.

Zwei Kinder, ein Junge und ein Mädchen, saßen gegenübergestellt und spielten ohne sich bewusst zu werden, was außer ihren Welten geschah. Sie schnitten einander lustige Grimassen und lachten darüber. Dabei merkte ich, wie sie ihre eigenen Realitäten geschöpft hatten und schienen glücklich zu sein.

Ein merkwürdiges Gefühl ergriff mich plötzlich und ich spürte wie ein innerlicher Schauder in mir aufstieg. Wie leicht war es für kleine Kinder von der grausamen Welt zu entfliehen, wie leicht eine eigene zu schaffen, wo man einfach alles was unerwünscht ist auslöschen kann... Ich kehrte den Kopf und wollte die beiden nochmal anstarren, doch sie waren schon weg.

Als ich wieder zur Vernunft kam, bemerkte ich, dass ich meine Haltestelle schon verpasst hatte. „Nächste Station: Xyzer Strasse, Übergang zur U7“. Dort stieg ich aus und kaufte ein.

4. Mai, 19XX

Heute habe ich eine Schreibblockade, niemals passiert, aber ich weiß woran es liegt.

Der Kriegszustand ist vom Staat verkündigt worden und es wurde gesagt, dass wir als Kadetten auch eingezogen werden könnten. Ich habe Angst, so große Angst wie nie vorher.

Bin ich gut dafür vorbereitet? Kann man dafür doch vorbereitet sein?

In letzter Zeit habe ich darüber gedacht, ob ich frei hier gekommen bin oder nicht, ob meine vermutliche Teilnahme am Krieg gewünscht ist, ob die Menschheit frei entscheidet oder für sie entschieden wird, ob ... ob... Und solche Gedanken zersplittern mich und verhindern dabei auch, dass ich fließend schreibe und spreche.

Meine einzige Reaktion: das schrillende Schweigen.

5. Mai, 19XX

Der Truppenübungsplatz war wegen dem Regen überschwemmt worden und als ich in eine Pfütze trat, spiegelte sie mich wieder. Mein Gesicht schien verzerrt zu sein. Ich hatte mich kaum erkannt oder vielleicht am besten erkannt?

Diese Verschwommenheit machte mich schwindelig, denn je mehr ich mich bemühte, mich selbst in der Pfütze zu erkennen, desto unangenehmer war es mir. Dann fiel ich in Ohnmacht und als ich wieder bei mir war, starre ich in den leeren, bedeckten Himmel.

Der Kumpel Neiss hat mir beim Aufstehen geholfen und dann gesagt: „Wir werden den Mai nicht mehr kennen; der Mai über uns ist feindlich und einsam. Komm, Franz, wir müssen schon gehen.“

„Schnell wird es dunkel sein, Madame, es ist besser, dass Sie nicht lange bleiben.“ Ich hörte dem Mann nicht zu, ich war von der Unermesslichkeit des Meers begeistert und konnte nur meinen Blick in die Ferne verlieren lassen. Die Stimme des Mannes, die sich nochmal wiederholte, war für mich verhallt.

In meinen Händen und auf meinem Schoß lagen die sieben Tagebücher meines Sohnes, dessen Schrift manchmal von Tränen befeuchtet wurde und kaum zu lesen war.

Was ihm am 5. Mai geschah war nur eine Vorahnung seines Endes zwei Monate später im Schlachtfeld, war letztdes auch Ausdruck seiner Stimmung.

Und ich war damals so stolz darauf, dass er für sein Land kämpfte... Jetzt sind diese für mich leere Wörter, so leer wie noch nie.

Ich nahm einen grauen Stein, presste ihn stark zusammen, fühlte seine Wärme in meiner Hand und warf ihn ins Meer. Dann bildeten sich einige konzentrische Wellen, die sich überlagerten und als sie sich auslöschten, ging ich nach Hause. Es war schon dunkel.

Geburtstag

von Firuza Bayramova

1.

Man sollte eintreten. Im Flur standen schon einige Verwandte, die auf den Sarg warteten. Überall roch es nach vagem Blumenduft und abgestandenem Wasser. Schwer zu fassen, was es war. Der Geruch floß in die Nase und führte die Treppe hinauf. Kein Mensch. Da ließ sich einer erblicken. „Dorthin“ muss man geradeaus und Treppe hinunter. O nein, ist es hier? Drei Türen, offen und da soll *jemand* liegen. Er liegt. Nicht er, sondern schon *sie*. Bildhauerei aus natürlichen Gründen. Oh Gott. Auf dem Rücken, mit dem hochgehobenen und für immer an sich gekrümmten Arm. Einen Augenblick, vorbei, man soll in den Dienstraum. Links noch eine rückenliegende Skulptur. *Die zweite*. Sie. Plastik wie Plastik. Verdorbene Schaufenstermodelle im schwarzen Sack, Kopf verdreht, der rechte Arm gesunken. Warum allein? Warum nicht mit anderen in der Komposition? Es gibt doch genug Platz. Im Raum mit drei Türen liegt die erste *Sie* ohne Service. Zwei andere Kunden sind dran. Schon *darf* man alles drinnen angucken. Was was ist, wer da ist, keine Ahnung. Aber ohne Tuch sieht bzw. riecht es schlecht aus. Wenn man daran nicht gedacht hat, braucht man auch jetzt daran nicht zu denken. Zu viele Zuschauer. Die *Dritte* ist ein Baby. *War ein Baby*. Ist ein *Baby* schon für immer. Elf Monate hat die Natur dieses Wesen aufwachsen lassen. Und schon ein anderes Wesen, das diesem den Weg auf diese Welt kommen half, hat seine (oh, schon *ihre*) Lebensstrecke eingestellt. Mit eigenen Händen. Am Hals des Kindes sind die dunkelblauen Spuren der väterlich besorgten Händen. Grade denen haben heute die Zeitungen ihre Schlagzeilen gewidmet. Das Baby hat nie seinen Geburtstag gefeiert, und wird es nie. Noch einen Augenblick auf die Erste – schon darf man anstarren, nicht mit einem Auge anfliegen. Langsam und aufmerksam betrachten. Eisenblechstisch steht zum gebluteten Bein. Die Pendelbahn hat es vom Leib der Plastik total getrennt. Schwer zu atmen. Und da die *Vierte*. Man soll immer wagen, sich erlauben, sich diese Bildhauerei anzusehen. Ihr halfen eine Schere und eine Gabel (oder mehrere, wer weiß) zu *ihr* zu werden. Und sie hat ein lila Gesicht. Autsch, da noch ein Tisch. Noch frei. Vielleicht, der ist für die Zweite, aus dem Flur vorm Dienstraum? Servicepoint bei der Dritten, die am Arbeiten ist, beim Bedienen. Die Erste wartet. Die Zweite verspätet sich, im Stau. Bei der Vierten läuft die Arbeit, aber im Zigarettendunst. Die Chefbedienung raucht. Doch der schwere Geruch der neugeschaffenen Naturmeisterwerke gleitet ins Bewusstsein durch, durchdringt Kleidung und Leib.

2.

Aha, da eine Mitteilung. Das Handy vibriert noch mal. Schon zwei. Ein bisschen entfernen. Schöne Gratulierungen zum Geburtstag! Und ich soll früher wegfahren, denn meine Freunde möchten mir was schenken. Ja, aber was für ein Geschenk erwartet mich noch auf dem neuen Tisch - da kommt schon die Frau aus Stau. Die servilen Bediener lassen sie gemütlich auf dem Tisch liegen. Dann beginnen sie zu zweit, sie aufzuschneiden. Sezieren geht wie am

Schnürchen – der eine seziert den Bauch, der andere enthäutet den Kopf und sägtträumerisch den Schädel. Nette Glückwunschkarte zum Geburtstag. Danke, weiter nichts.

Draußen. Endlich frei atmen. Schnell zur Uni. Atmen. Mit der U-Bahn. Aber es läuft fort... Diese Gesichter, die gucken tot, lassen sich tot blicken und fliegen einfach tot vorbei... Und du selbst.. fliegst mit ihnen! Oder? Aber... sie SIND tot! Sie schweben und lassen ihre Leichen frei im Stationraum, in Zügen hängen, beim Ein- und Aussteigen fließen die Menschenströme hin und her, aber alle Menschen sind tot... Nur du bist lebenig, kannst alles spüren und wahrnehmen. Und jede Leiche kannst du gut betrachten, stellst dir leicht vor, wie man sie seziert. Moment... und wer ist DIESE Leiche? Wer beeilt sich so? DU!!!! Selbst!!! Ich... mein Leib, mein Körper...

3.

In der Uni. Schon mit Freunden und mit Geschenken. Lustige Plauderei, Gelächter und Witze.

-Na, was fühlst du mit 20? Schon Rentnerin, ja?

-Na klar, kann kaum laufen! Du bist doch schon länger Rentnerin als ich, kannst du mir ein Paar Tipps geben, oder?

- So, lass mich mal überlegen... Spar doch! Wir können ja in 50 Jahren Rentner-Partys machen. Da werden wir bestimmt die Sau rauslassen!

- O ja, ladet mich auch! Ich werde auch gerne Rentner sein. Oder möchtet ihr nur Partys für Teetanten organisieren?

- Komm doch auch, mach mit! Ist ja gut, dass du dich vorher angemeldet hast. Für einen Super-Rentner gilt ein Extra-Rabatt! Sparsamkeit pur!

- Habe Schwein, das lässt sich gut hören!

- Und weißt du, warum unser Geburtstagkind so spät ist?

- O nein, es nützt gar nicht, sag doch nicht! Es ist was seltsames, nicht jetzt!

- Und was für ein Geheimnis ist da? Wo kann man früh am Morgen hingehen?

- Sie war im Leichenhaus.

-Nein. Echt? Oder möchtet ihr mich auf den Arm nehmen?

- Doch! Ist wahr.

- Man brauchte das ja gar nicht zu sagen, ist komisch, nicht war?

- Doch, normalerweise machen wir alle so, sagen wir doch nichts drüber.

- Lass das, das ist ja nicht so lustig.

- Kein Problem, aber was für eine Extrawurst zum Geburtstag?

- Reiner Zufall. Hab dort 4 Leichen gesehen. Ja, sie sind tot, und ich habe heute Geburtstag...

- Ja, so ein merkwürdiges Gefühl. Keine Angst gehabt?

- Gar keine. Eher Schock, und verstehe noch nicht, was ich in der Tat fühle.

- Na, lass dir Zeit. Es ist doch keine Prüfung! Und warum bist du doch gegangen?

- Aus Neugier, einfach so.. weißt du, ich hab mein Handtuch zu Hause liegen lassen, da spüre ich noch diesen Geruch... nicht als Geruch, sondern so... wie ein Geist... Schluss damit! Was habt ihr vor?

- Ich muss noch in die Bibliothek.
- Und ich hab noch 2 Stunden.
- Ok, dann melde ich mich, sms oder rufe an. Sehen uns noch!
- Tschüss, schönen Tag noch!
- Bis bald!

4.

Unterwegs nach Hause. Ich schweben. Ich schweben. Mein Körper, müde vom langen Tag, schleppt heim. Er trägt eine schwere Tasche mit Büchern, er hat heute viel gearbeitet – schwere Veranstaltungen. Er will sich jetzt sofort duschen, diesen Todgeruch einfach weg zu waschen, alles sofort waschen – der Körper will nicht was Ungewöhnliches ertragen. Komfort braucht er. Und ich kann alles machen, was ich will – fliege in die Zukunft, kehre zurück in die Vergangenheit, ich weiß, ich kann alles, sofort, später... Ich weiß, was mit meinem Körper wird. Egal, wann und wie. Ich will nicht nur für meinen Körper leben, ich will ein echtes Leben für *mich*. Körper verschwinden dann, aber das Schicksal hat jeder sein eigenes. Der Witz ist, das Leben verbirgt sich im Körper, und niemand weiß, wann es endlich zur Welt kommt.

Mein Leben im Meer

von Jared Erwin

I never learned to count my blessings. I choose instead to dwell in my disasters...

It's hard somehow to let go of my pain...

Will I always feel this way?

So empty, so estranged?

- Ray LaMontagne, "Empty"

Das Gesicht im Spiegel sah komisch und fremd aus. Ich musterte es langsam, sorgfältig. Irgendwie muss ich es doch erkennen können. Durcheinander fielen die faden, blonden Haare auf den zwei Seiten dieses fremden Kopfes, ein gefallener, träger Heiligschein. Die gerunzelte Stirn, die kleinen Falten um die Augenwinkel, die leicht schräge Nase, die kleinen, rosa Lippen. Die blassen Wangen, die Pickel, die heranwachsenden Haare des Barts. Alles erinnerte mich an etwas anderes als das, was ich erkennen sollte. Ich schaute direkt in die Augen. Die Augen waren auch langweilig. Sie waren normal und unauffällig, ohne Leben. Ich wusste nicht einmal, welche Farbe sie sein sollten. Ich kannte diese Augen gar nicht. Ich sah zu, während sich meine Hand (ist ja meine, oder?) hochhebt und den Spiegel berührte. Die Hand legte sich auf den Spiegel und spürte seine Kühle. Die Hand bewegte sich über den Spiegel. Sie versuchte das Gesicht zu berühren, zu spüren, zu greifen aber es gelang ihr nicht. Die Hand, meine Hand, drückte schwer auf den Spiegel. Wenn ich das Gesicht nur hätte anfassen können. Wie komme ich an es heran? Wenn ich meine Hand nur gleich durch den Spiegel hätte drängen können. Ich habe es mir anders vorgestellt. Ich habe es mir so vorgestellt, dass die Hand ganz einfach durch den Spiegel schleichen würde, als wäre es Wasser. Unglaublich klares, kaltes, glänzendes Wasser. Wäre das nicht schön gewesen? Aber je schwerer, härter diese Hand, die mir auch irgendwie gehörte, drückte, desto schlimmer ging es. Meine Armmuskeln bekamen Kater und die Adern meines Armes schwollen mit Blut, heißem Blut, das meinen Arm von der Schulter bis zu dieser komischen Hand in Feuer setzte. Ich sah zu, während mein Arm brannte mit Flammen, die mich auch auffressen wollten, die mich verschlucken wollten. Mein Gesicht fühlte sich auch langsam feuerisch an. Es schwoll langsam mit diesem feuerigen Blut, das durch meinen Leib strömte. Ich schaute wieder durch zusammenkniffene Augen in den Spiegel aber ich sah keine Flammen. Ich sah nur das komische Gesicht, leblos und träge. Ich sah nichts, was widerspiegeln würde, wie ich mich fühlte. Es wartete auf etwas aber worauf wusste ich nicht. Plötzlich explodierte mein Arm mit einem roten Schauer. Ich schloss und öffnete wieder die Augen. Das Feuer war weg. Es hat nur Blut und zersplittetes Glas hinterlassen. Der Hand gelang es den Spiegel zu durchbrechen und zu zersplittern. Aber durch die ganze Aktion gelang es auch der Hand sich selbst

aufzureißen. Bestürzend rotes Blut strömte von den Knöcheln und den Fingern. Es strömte bis ins Waschbecken und beschmutzte die reine Weißes des Waschbeckens. Ich schaute wieder in den Spiegel aber diesmal war es kein normaler Spiegel. Er war zusammengebrochen und sein Blickfeld war etwas zerstört. Er war nicht mehr direkt vor mir. Im Spiegel sah ich jetzt kein Gesicht. Meine Lungen schnappten nach Luft. Ich hatte aufgehört zu atmen und meine Lungen brannten. Ich wollte es nur anfassen. Ich wollte nur wissen, wer es war, was es wollte, warum es da war aber alles, alles, alles wurde von dieser, meiner Hand....zerstört. Das Gefühl, die Erinnerung überwältigte mich, als wäre ich nur auf Sand gebaut, leicht zerstört von dem großen Meer.

Ich hatte wieder durch meine eigenen Hände alles kaputt gemacht.

Es gab eigentlich einen ganz einfachen Prozess, der zu dem allerersten Mal führte, wo ich alles kaputt machte: meine Mutter starb, ich küsste einen Jungen und ich log meinen Vater an.

Der Tag, an dem es alles geschah, begann als ein normaler Tag. Mein Vater kam wie üblich früh in mein Zimmer um mich aufzuwecken und um mir Bescheid zu sagen, dass wir gleich frühstückten sollten, bevor er mich zur Schule bringt. Ich schlich aus dem Bett und schlurfte ins Badezimmer um mich unter dem hellen, furchtbaren Licht aufwecken zu lassen. Morgens musste ich immer lange einfach stehen bleiben, um mich zu orientieren. Wo war ich? Warum war ich da? Was mache ich gerade? Warum mache ich das überhaupt? Sowas. Das war aber damals auch etwas neu. Das hatte früher meine Mutter immer gemacht, also ein Jahr davor. Sie hatte mir beim Aufwachen immer geholfen. Genau kann ich es nicht wirklich sagen aber sie war irgendwie fähig mich sofort aufzuwecken. Vielleicht war es das Lächeln, mit dem sie mich immer morgens begrüßte oder wie sie ihre Hand durch meine Haare tat und dann mich auslachte, weil ich so kaputt und schlafbrig aussah. Ich musste immer auch lachen, wenn sie lachte. Meine Mutter war nicht besonders schön aber ihr Gesicht strahlte morgens. Mein Vater küsste sie immer morgens, ganz zärtlich und liebevoll. Ich glaube, mein Vater und ich verstanden es beide nicht wirklich, woran es mit meiner Mutter lag. Wie sie es schaffte, jeden Morgen so schön zu sein.

In diesem Jahrgang hörte sie aber auf mich aufzuwecken. Und zwar, sie hörte auf zu leben. Das Komische daran war aber, dass meine Mutter noch am Leben war. Das heißt also technisch. *Technisch* lebte sie immer noch. Sie atmete wie normal. Ihr Herz schlug ganz gesund. Ihre Augen konnten sich bewegen. Ihre Stimme funktionierte sogar. Aber *Leben* daran zu erkennen blieb allen unmöglich.

An dem Tag stand ich wie üblich vor dem Spiegel, mein Gesicht prüfend und musternd. Ich stellte es mir öfters vor, dass als ich in den Spiegel schaute, dass mein Gesicht langsam verschwinden würde. Ich fragte mich immer, wie ich darauf reagieren würde, dass ich einfach nicht mehr da wäre. Ich wollte seit immer unsichtbar sein. Ohne gesehen zu werden könnte man vieles machen, was man als sichtbar nicht machen könnte. Ich wollte unbemerkt zur Schule gehen, ich wollte unbemerkt im Klassenraum sitzen und die anderen anschauen. Ich könnte sie so lange anschauen, wie ich wollte. Sie würden mich nie bemerken, nie fragen, was ich so schaue, sich nie fragen, was mit mir los wäre. Ich hatte zwar nichts gegen Schule oder die anderen und ich war auch nicht der schlechteste Schüler. Es störte mich nie dahin zu gehen um ein paar Sachen zu lernen. Ich fand, dass es nur besser wäre, wenn ich einfach hin- und herkommen könnte ohne bemerkt zu werden. Ich könnte so früh oder so spät kommen, wie ich wollte. Wenn ich etwas langweilig fände, könnte ich einfach gehen, bis ich wieder Lust hätte.

Ich fragte mich immer, was in der restlichen Schule passierte, während ich in meinem Klassenraum war. Fragt sich jeder das? Will nicht jeder wissen, was irgendwo anders oder bei anderen passiert, wenn er nicht da ist? Ich wollte unsichtbar sein, damit ich das machen könnte. Ich verstand solches Dasein als allgegenwärtig. Ich hätte in einem Ort sein müssen aber war tatsächlich in einem anderen. Während ich Mathe hätte haben sollen, würde ich nachsehen, was in Englisch los war. Ich fand die Idee einfach reizend und stellte mir immer so ein Leben vor.

Ich glaube, es hätte sowieso nur eine Person gegeben, der ich gefehlt hätte. Durch die ganze Schule hatte ich nur einen Freund und dafür waren wir nur für kurze Zeit Freunde. Wenn ich mir mich selbst als unsichtbar vorstellte, wusste ich immer, dass ich auch diesen Jungen dabei hätte haben wollen. Ich würde ihm das Geheimnis des Unsichtbarseins verraten und wir würden zusammen verschwinden und unsichtbar durch die Schule herumgehen und die anderen anschauen und vielleicht auslachen oder ihnen herumfolgen. Wir würden besprechen, wie es ist unsichtbar zu sein, wie schön das ist, dass wir unsere eigene Welt zusammen haben und dass wir alles machen können, was wir wollen. Wenn ich jetzt als Erwachsener daran denke, ist mir das peinlich. Ich glaube, dass ich es nie gut genug plante, durchdachte. Ich habe mich nie gefragt, wie wir uns sehen würden, wenn wir beide unsichtbar wären. Ich habe nie gedacht, dass ich ihn auch verlieren könnte. Er könnte verschwinden, mich vergessen und wir hätten uns nie wieder finden können. Aber das fiel mir damals nicht ein und das bereue ich jetzt irgendwie, weil ich mich an dem Tag dafür entschied ihn zu fragen, ob er mit mir verschwinden wollte, ob er das Geheimnis des Unsichtbarseins wissen wollte. Ich hatte vor es vollzuziehen und war mir sicher, dass er mitmachen wollte. Ich fragte mich nie, wie ich das von ihm erwarten könnte, dass er das versteht.

Nachdem ich mich ein bisschen aufgeweckt hatte, ging ich immer ins Zimmer meiner Eltern um meine tote Mutter zu küssen und ihr Guten Morgen zu wünschen. Obwohl ich es nie verstand, warum sie so plötzlich tot ging, habe ich doch auch immer verstanden, dass sie noch da war und dass sie wohl immer noch Küsse von mir wollen könnte. Mein Vater machte das nämlich nicht mehr und ich wollte nicht, dass meine Mutter täglich ohne einen einzigen Kuss durchhalten musste. Wenn ich sie küsste, kniff sie immer die Augen schnell zusammen und seufzte laut. Ich küsste sie immer zweimal. Ein Kuss für die beiden Wangen. Wenn ich die zweite Wange küsste, fühlte ich heißes Atmen von ihrer Nase auf meiner eigenen Wange. Damals duschte sie sich nur ein oder zweimal die Woche und ihre Haut wurde schnell fettig und klebrig. Die Wangen waren auch immer erstaunlich kalt. Ich hatte immer das Gefühl, dass ich einen Stein küsste. Ich dachte immer, dass weil meine Mutter nicht starb, also wirklich, physikalisch starb, dass sie sich entschieden hat, ihr Gesicht in einen Stein verwandeln zu lassen. In einen Grabstein. Ihre Augen die Schrift auf dem Stein. Die leblosen, grausamen Worte: Ich lebe nicht mehr. Aber dann spürte ich ihr heißes Atmen. Ich hielt das immer für ein Zeichen, dass sie doch noch irgendwie am Leben war. Es wärmte mich auch. Jedes mal, dass ich sie küsste und dass sie folgenderweise auf mich atmerte, hoffte ich und dachte ich, dass sie etwas gesagen hätte. Es war, als hätte sie einfach keine Zunge mehr und als wäre sie deswegen sehr sauer auf sich selbst, dass sie nichts mehr aussagen könnte. Aber sie sagte nie wieder etwas. Zu mir. Vielleicht sagte sie etwas zu meinem Vater aber das bezweifele ich auch. Jedenfalls bekam ich nie wieder ein Wort von meiner Mutter. Und deswegen hielt ich ihr Atmen nicht nur für ein Zeichen ihres Lebens sondern auch für ein Zeichen ihrer Liebe für mich. So musste ich als Kind denken. Das hätte ich ja nie wissen können aber ich brauchte das um weiterzugehen und dieses Verschwinden und Sterben meiner Mutter ein bisschen besser zu verstehen.

Ich kam herunter zur Küche und fand meinen Vater am Tisch. Er hatte schon gegessen und wartete auf mich. Seitdem meine Mutter gestorben war, kam ich immer zu spät. Es ging nicht um rechtzeitig sein oder nicht rechtzeitig sein. Ich hatte einfach kein Verständnis der Uhrzeit mehr. Ich machte alles, wie es mich machen ließ. Ich folgte allem nach. Ich lief nicht mehr die Treppen herunter, sondern ich floß herunter. Ich war immer auf einer Welle, die mich manchmal zu den Orten brachte, zu denen ich hingehen musste und manchmal nicht. Mit dem Meer kann man nie gut rechnen.

Wenn mein Vater auf mich wartete, machte er immer denselben Gesichtsausdruck. Seine Gesichtzüge sahen nicht gestresst oder genervt aus sondern eher locker. Zu locker. Seine

Augen waren nicht so leblos wie die meiner Mutter aber fast. Sie sahen schmerhaft müde aus und dunkel. Seitdem alles anders in unserem Haus ging, hatten wir auch keine Besucher mehr. Meine Eltern hatten davor viele Freunde aber dann waren sie plötzlich verschwunden. Als Kind dachte ich, dass es nur daran lag, dass meine Mutter „krank“ war und dass niemand angesteckt werden wollte. Jetzt frage ich mich, ob es damit zu tun hatte, dass die Freunde meines Vaters es nicht ausstehen konnten ihm zu lange ins Gesicht zu starren. Es schmerzte einfach zu sehr. Man schaut in seine Augen und fürchtet, dass man in diesen Abgrund stürzen könnte. Mein Vater war in den Abgrund, den meine Mutter schuf, gestürzt. Warum sei es denn nicht unmöglich in den Abgrund meines Vaters zu stürzen? Oder vielleicht war es kein Abgrund sondern ein Vakuum. Wie der Raum. Geht man in den Raum ohne Sauerstoff, explodieren einem die Lungen. Jedenfalls mieden uns alle, was uns ganz alleine ließ, damit wir uns mit uns selbst auseinandersetzen konnten.

Ich starnte meinem Vater ins Gesicht und entschuldigte mich.

„Es gibt keine Zeit mehr zu essen. Wir müssen los.“

„Okay.“

Es war nicht unnormal hungrig zur Schule zu gehen. Ich war es jetzt eigentlich gewohnt. Ich war es auch gewohnt den ganzen Tag hungrig zu bleiben. Mein Vater vergaß immer mir ein Butterbrot zu geben, bevor wir losgingen. Ich sagte nichts, weil er immer sagte, es gebe keine Zeit mehr und ich wollte uns nie länger aufhalten. Ich wollte nicht, dass während er das Butterbrot machte, während er den Käse aus dem Kühlschrank holte, während er alles einpackte, ich wollte nicht, dass er diese Augen, diese leeren Augen länger benutzen musste. Ich wollte auch nichts essen, das er mit Leere gemacht hatte. Ich wollte keine Leere essen.

Wir gingen heraus auf die Straße. Wir stiegen ins Auto ein und statt sofort abzufahren warteten wir ein bisschen ab. Also, mein Vater wartete ab. Ich war nur dabei. Ich wandte meine Augen zu ihm und schaute zu, wie er in die Ferne, in die Luft starnte. Ich berührte seinen Arm um ihn aufzuwecken.

„Vater? Warum fährst du nicht?“

Ohne ein Wort und ohne mich anzuschauen startete er das Auto und wir fuhren los. Die Fahrt zur Schule fand ich immer entspannend. Mein Vater und ich sprachen nicht. Keiner von uns wusste, was eigentlich zu sagen wäre. Mein Vater seufzte oft aber, wie meine Mutter, brachte er immer kein Wort heraus. Ich fand es aber trotzdem schön da im Auto zu sitzen und aus dem Fenster zu schauen. Ich schaute die Bäume, die anderen Autos, die anderen Kinder auf dem Weg zur Schule. Manche alleine, manche mit ihren älteren Geschwistern, manche mit ihren

Eltern. Ich fand immer, dass diejenigen, die mit ihren Eltern zur Schule gingen, immer sehr glücklich aussahen. Vielleicht waren sie nicht besonders glücklich aber ich wollte, dass sie glücklich wären. Ich habe einfach als Kind angenommen, dass ein Kind, das mit seinen Eltern zu Fuß zur Schule ging, eigentlich glücklich sein müsste. Ihre Eltern hatte irgendwie genug Zeit um zu essen und auch mit zur Schule zu gehen. Die Kinder mit ihren Eltern waren ja auch jünger als ich aber trotzdem. Mein Vater fuhr nur sein Auto. Das war seinerseits kein großer Aufwand. Es war sowieso, als wäre ich überhaupt nicht dabei im Auto. Mein Vater achtete nicht auf mich. Meine Schule war nur ein Ort, wo mein Vater das Auto anhalten musste um es ein bisschen zu lüften. Ich wäre die alte Luft und als ich ausstieg, käme die neue, bessere Luft herein. Und als er an dem Tag das Auto anhielt und die alte Luft herausließ, schaute er immer noch in die Ferne.

Statt aber einfach aus dem Auto auszusteigen, fiel ich diesmal aus dem Auto. Mein Vater fuhr zu nah an den Bordstein heran und da ich noch etwas kleinere Füße hatte, passierte es, dass, als ich versuchte aufzustehen und auszusteigen, mein rechter Fuß zwischem dem Auto und dem Bordstein klemmte und ich stolperte daher aus dem Auto heraus. Ich landete hart auf meiner rechten Seite, direkt auf meiner rechten Hüfte.

Es war ein harter Fall aber nicht besonders Schmerhaft. Es ging mir nicht darum, dass ich herunterfiel, sondern darum, dass mein Vater mich endlich zuwandte. Als ich landete, schaute ich herüber zu ihm und sah, dass er mich sehr traurig anschaut. Er sagte nichts. Er sagte wirklich nichts. Vielleicht kommt das etwas komisch vor, dass er nichts gesagt hätte, nicht mal „Alles okay“ aber das war ich damals auch gewohnt. Ich fand es nur komisch, dass er mich eigentlich angeschaut hatte und statt mich mit einer sterbenden Leere anzuschauen, schaute er mich mit einer Traurigkeit an, die ich noch nie gesehen hatte. Ich stand wieder sofort auf und schloß die Autotür und schaute meinen Vater an durch das Fenster. Er wartete noch ein bisschen ab und starre immer noch in meiner Richtung aber das Starren war schon wieder in die Ferne gerichtet. Er starre *mich* nicht an sondern etwas, was durch mich zu sehen war. Ich wurde wieder zur Luft. Er wandte seinen Blick wieder auf die Straße vor ihm und fuhr los. Ich rückte von der Straße weg und drehte mich langsam um. Ich schaffte diese Traurigkeit nicht aus dem Kopf. Es war einfach zu ungewöhnlich. Was hatte ihn so berührt, dass er sich plötzlich wieder etwas fühlte? Dass er mich wieder *angesehen hatte*?

Dass er sich wieder etwas fühlte, fand ich nicht besonders erleichternd oder schön oder hoffnungsvoll. Ich fand es ärgerlich. Je mehr ich darüber nachdachte, desto mehr fand ich das unglaublich gemein von ihm. Er könnte also fühlen. Es war ihm total fähig traurig oder glücklich oder wütend oder unglücklich zu sein, er zeigte es einfach nicht und *das* fand ich unerträglich. Ich wollte, dass er etwas zu mir sagte. Dass er etwas *äußerte*! Aber er sagte gar nichts. Hätte er es mir immer noch verborgen, dass er es noch unfähig war sich etwas zu fühlen, hätte ich einfach weitergehen können ohne mich darum zu kümmern. Aber in dem Moment an dem Tag

war das das Letzte, das ich brauchte. Ich brauchte es nicht zu sehen, dass mein Vater alle Gefühle mied, dass er mich einfach mied, dass er meine gestorbene Mutter mied. Die Tatsache überwältigte mich und brachte mich zum Gefühl, dass ich übergeben musste. Da ich aber nichts gegessen hatte, konnte ich nicht. Ich legte mich einfach auf den kalten Bürgersteig hin, schloss die Augen und wartete bis das schreckliche Gefühl wegging. Es war mir einfach furchtbar unverständlich, was da passierte. Warum hatte er mich so an angeschaut? Warum störte mich das? Ich verstand einfach nichts. Mein Geist raste aus, als könnte er nichts greifen, was, als wäre er von einer Klippe heruntergefallen und fände nichts, was ihn retten könnte. Nichts. Mein Geist fiel schon. Er fiel in den Abgrund, in das hungrige Meer der Finsternis.

Das Gefühl ging nicht weg. Das Gefühl ließ mich eigentlich nie wieder los.

Ein Mitschüler stieß irgendwann auf mich und brachte mich wieder zur Realität. Er trat mir auf den Bauch um mich aufzuwecken. Ich erschrak, der restlichen Welt noch völlig unbewusst. Sein Fuß auf meinem Bauch war die Realisierung des Schmerzes, den ich empfand. Es war wieder eine Erinnerung daran, dass ich nicht übergeben konnte, dass ich dieses Gefühl nicht los konnte, dass ich diesen Schmerz einfach weiter tragen muss, bis mein Körper es endlich nicht mehr *brauchte*. Ich stand langsam auf, etwas verwirrt von meiner Umgebung und dem Jungen, der mir auf den Bauch trat. Ich versuchte ihn zu ignorieren oder besser: ich habe ihn ignoriert aber er bemerkte es nicht. Man nennt ihn „einen Bekannten“ aber ihn kennen tat ich nicht. Ihm etwas bekennen tat ich ja auf jeden Fall nicht. Nichts an ihm sagte mir, dass ich ihm vertrauen konnte. Ich weiß nicht warum aber ich fand ihn einfach nicht auszustehen. Während wir (ich tat also nichts mit ihm gemeinsam), während ich und er neben mir laufend in die Schule gingen, redetete er ohne Pause, ohne Luft zu schnappen, ohne auf eine Antwort zu warten. Nicht, dass ich etwas gesagt hätte aber ich glaube, dass ich ihm deswegen nicht vertraute. Jemandem, der andere Menschen nicht sprechen lässt, war nicht zu vertrauen. Was ist ein Freund, ein Bekannter, eine Person, der auf die anderen gar nicht achtet? Ich war für diesen Jungen nur eine Wand, mit der, zu der, an die er reden konnte. Ich glaube, dass ich ihm in der ganzen Zeit auf der Schule nur zwei Fragen stellte: Einmal, als ich ihn kennen lernte (Wie heißt du?) und die zweite Frage, als ich in Kunst mit ihm war und ich ihn fragte, warum er eine Blume malte, die wie ein Penis aussah. Seinen Namen vergaß ich nicht zu lange, nachdem ich die Schule verließ. Seine Antwort auf die zweite Frage werde ich nie vergessen: „Was meinst du? Da ist kein Penis. Warum siehst du einen Penis?“

Diesen unmerkbaren Mitschüler immer noch ignorierend ging ich zu meiner ersten Stunden des Tages: Sport. Ich ging sofort zur Halle und in den Umkleideraum. Sport war nicht mein Lieblingsschulfach aber ich war auch nicht schlecht in Sport. Ich war einfach nicht begeistert von der Stunde. Es half auch nicht, dass ich kein Fußballfanatiker war, wie es bei den meisten

Jungen meines Jahrgangs zu sein schien. Es war mir lieber Fußball einfach zuzuschauen. Wenn ich aber Fußball spielte, fühlte ich mich immer so, als wäre ich in irgendeinem großen, unendlichen und eher zwecklosen Kampf verwickelt. Ich verstand einfach nicht, wie man mitspielen soll und wie das einem (mir) gut hätte tun können. Was kam daraus, als ich mitspielte? Was brachte mir das eigentlich? Ich lief immer davon weg mit blauen Flecken, Kratzern oder Muskelkatzen und dem Gefühl, dass ich nur der Sündenbock meines Sportlehrers gewesen war. Wie kam er eigentlich auf die Idee, dass uns Fußball irgendwie gut tat?

Es war mir leichter beim Rennen zu verstehen. Da rennt man für sich selbst um schnell zu sein, um irgendwohin zu gelangen. Man war natürlich in einem Kampf gegen die anderen Teilnehmer aber der größere Kampf war mit einem selbst. Man musste sich irgendwie davon überzeugen, dass man es überstehen kann, dass man es überlebt. Man muss mit allen Gliedern, allen Gedanken, allen Zeichen kämpfen, die einem sagen, *du musst aufhören*. Und nachdem man das überwand, musste man sich davon überzeugen, dass es nicht nur keinen Schmerz mehr tat, sondern es einem sogar Spaß machte.

Aber bei Fußball musste man mit anderen zu tun haben, mit ihnen arbeiten, sie verstehen, ihnen vertrauen. Der Kampf mit ihnen war für mich nicht zu überstehen. Dann kam der Ball noch dazu. Auf beide zu konzentrieren gelang mir nicht. Ich fand es unmöglich. Die anderen Jungen fanden mich ja auch unmöglich. Nach gewisser Zeit passten sie mir den Ball einfach nicht mehr, was ihnen auch Recht war. Wenn ich den Ball vor mir hatte, kickte ich ihn nur für mich selber. Ich verstand also „Passen“ nicht. Ich vergaß sofort die anderen, als verschwunden sie, sobald ich den Ball berührte. Es war immer das Gleiche: Der Ball war vor mir, auf mich wartend. Ich schaute nach den anderen aber die waren nicht mehr da. Ich schaute immer um mich herum aber fand überhaupt nichts. Ich atmete tief ein und rannte vorwärts, auf das Tor zu. Mein Herz schlug hart und fest, immer schneller. Ich geriet auch immer in Panik. Ich fand es immer unbehaglich, dass ich alleine war, dass niemand da war um mir zu helfen. Ich wusste natürlich auch, dass es in Wirklichkeit andere da gab aber wie ich sie hätte ausnutzen sollen war mir nie klar gewesen und deswegen vergaß ich sie. Ich vergaß sie einfach um es mir erträglicher zu machen, dass ich nichts mit ihnen anfangen konnte. Ich ignorierte sie, weil ich sie nicht spüren konnte. Ich spürte ihre Existenz nicht. Etwas zwischen ihnen und mir war nicht verbunden und ich konnte sie nicht erreichen. Wenn ich jetzt daran denke, wie das hätte sein können, dass ich nicht zu meinen Mitschülern richtig verbunden war, fühle ich mich leer – so leer, als wären meine Eingeweide nur Tiefe und Abgrund. Mit 11 verstand ich das nur als Einzelgänger, dass ich einfach nicht mit anderen nicht gut auskam. Aber jetzt verstehe ich, dass das eigentlich nicht so *einfach* war. Es war alles außer einfach. In mir wuchs etwas, was erst später platzte und mich mit dieser Leere ließ. Alles, was ich in dem Jahr und an dem Tag machte, war das Futter für das große Monster, das mein Leben jetzt beherrscht. Das war nicht vorauszusehen aber ich wünsche trotzdem, dass ich vom Fußballfeld

aufgeschluckt worden wäre, dass ich das alles hätte vermeiden können, dass ich das irgendwie hätte verstehen können.

Ich dachte auch immer an meine Mutter, als ich, alleine, auf das Tor zurann, was auch zu meiner Panik beitrug. Wie sie in ihrem Bett lag, reglos und in die Ferne starrend. Irgendwie hatte sie meinen Vater und mich auch vergessen – sie hatte den Ball vor ihren Füßen und mit uns konnte sie ja gar nichts anfangen. Es war immer in dem Augenblick, wo ich mir den Ball im Bett mit meiner Mutter vorstellte, dass ich den Ball verlor, als hätte meine Mutter meinen eigenen Ball auch gestohlen. Wenn man seine Umgebung nicht wirklich beachtet, stoßt er ganz einfach auf Wände oder bei Fußballspielen, auf andere Jungen. Und so endete immer meine Zeit mit dem Ball. Ich auf dem Boden mit einem schmerzenden Arm, Bein, Kopf.

Ich war einfach nicht für Teams geeignet.

Mein Freund, mit dem ich verschwinden wollte, war immer der Torwart des anderen Teams, als wir spielten. Ich erreichte einmal und *nur einmal* das Tor. Es war in diesem Moment, dass wir erstmal Freunde wurden. Alles wurde langsamer und wir waren die einzigen auf dem Feld. Ich sah ihm in die Augen und als ich es bemerkte, dass er mir auch in die Augen schaute, wurde es mir klar, dass wir uns sahen, dass ich ihn doch bemerkte. Dass er mit mir auf dem Feld war. Ich hatte Kontakt mit ihm gemacht. Das Gefühl mit ihm verbunden zu sein war so stark, dass ich gar nicht mehr Lust hatte ein Tor zu schießen. Die ganze Leistung dahin zu gelangen war mir nicht mehr wichtig. Dieses Gefühl war ein Wasserfall. Man kann nur lachen und sich dem Druck des Wassers auf der Haut hingeben. Man versucht eine Weile das Wasser aus den Augen zu behalten, damit man sehen kann, bis man das auch aufgibt und die Arme hochhebt und sich die Strahlen spüren lässt. Man wird zu einem Teil des Wasserfalls und das tut einem gut. Ich konnte nicht mehr auf den Ball konzentrieren, auf das Spiel. Ich ließ alles einfach vorbeigehen und genoss das Gefühl, das mich umfing.

Nach dem Spiel, in dem Umkleideraum, fragte er mich, warum ich nicht geschossen hatte. Ich antwortete ehrlich, dass ich vergessen hatte, was ich hätte tun sollen.

Er lachte. „Ich habe noch nie einen kennen gelernt, der vergisst, wann und wie man ein Tor schießt. Du bist komisch.“

Ich lächelte nur. Ich wusste, er meinte „komisch“ als nicht gut und nicht schlecht. Es war einfach so. Wir waren Freunde.

In dieser Sportstunde wollte ich meinen Freund fragen, ob er mit mir verschwinden wollte. Bevor er sich umgezogen hatte, nahm ich ihn zur Seite und fragte ihn, ob er Lust dazu hätte.

„Was? Verschwinden? Du meinst Schwänzen oder was?“

„Nee,“ erwiderte ich. „Ich meine *richtig* verschwinden, sodass uns die anderen nicht mehr sehen können. Wir würden dann hier endlich los, oder? Willst du nicht?“

„Ich verstehe nicht, was du meinst. Wie verschwindet man?“

„Man verschwindet halt nur. Ich kann's dir zeigen. Du musst mir nur vertrauen.“

„Es geht ja nicht um Vertrauen, oder? Was soll das denn überhaupt heißen, ‚Verschwinden‘? Wohin geht man denn, wenn man verschwindet?“

Ich seufzte. Es war schwieriger ihn davon zu überzeugen, als ich angenommen hatte.

„Verschwinden ist das, was man macht, wenn man weg will. Kapierst du das nicht? Wir könnten hier weg. Wir könnten alle anderen verlassen, sie vergessen, unser eigenes Leben aufbauen. Wir hätten keine Eltern mehr, keine Lehrer, keine Hausaufgaben... Wir wären auch nicht nur verschwunden, sondern auch unsichtbar. Für die anderen wären wir verschwunden aber wir wären immer noch da. Wir könnten machen, was wir wollten. Wir wären UNSICHTBAR, Mensch. Das wäre doch cool, oder? ODER?“

„Du bist wirklich komisch, Junge.“ Er lachte laut, fast gemein. „Glaubst du wirklich dran? Dass man das machen kann?“

Ich wusste, dass es verrückt klang. Ich wusste es. Ich wusste es wirklich. Ich wusste, dass man nicht wirklich verschwinden konnte. Ich wusste, dass das eine unmögliche Phantasie war. Aber ich wollte nur, dass er mitmachte. Ich wollte nur, dass er sagte, er würde das gerne mitmachen. Dass mit mir zu verschwinden die beste Idee wäre, die er je gehört hatte. Aber das sagte er nicht. Er stand nur sprachlos da und starrte mich an mit einem Gesichtsausdruck, der einem das Herz hätte zerschneiden können. Nein. Der *mir* das Herz zerbricht, zerstört, alles wieder bestätigt, dass ich ja immer noch alleine war. Meine Mutter war tot, mein Vater ignorierte mich und mein einziger Freund wollte nicht mit mir verschwinden. Was auch immer das heißen soll. Er wollte das nicht und konnte es sich auch gar nicht vorstellen.

Ich stand vor ihm und ich erwiderte sein Starren. Ich versuchte es ihm irgendwie durch meine Augen zu erklären. Ich versuchte es irgendwie verständlich zu machen, was ich damit meinte. Ich hoffte, dass er durch meinen Blick irgendwie eingesehen hätte, was ich versuchte zu machen. Ich glaube, dass ich sogar gebetet habe. Ich betete an einen Gott, der uns mit Verschwinden hätte segnen können. An den Verschwinden-Gott. An den Gott des Unsichtbarseins. An den Gott, der mir irgendwie *irgendetwas* in meinem Leben schenken könnte.

Aber diesen Gott gab es nicht. Genauso gab es das Verschwinden nicht. Es blieb uns alles natürlich unmöglich.

„Ich geh' mich umziehen. Bleibst du für die Sportstunde oder haust du schon ab, Du Schwänzer?“ Er lachte wieder, noch lauter, diesmal gemein. Er verstand es wirklich nicht.

Ich ging nicht weg aber ich machte bei der Stunde nicht mit. Ich zog mich um und folgte den anderen bis zu den Türen der Halle, wo sie Volleyball spielten. Ich ging aber nicht herein. Ich blieb draußen vor den Türen und wartete. Ich wartete auf meinen Freund. Ich wusste, was ich tun musste um ihn davon zu überzeugen. Um ihm zu zeigen, was „Verschwinden“ eigentlich heißen soll und wie wir das für uns alleine schaffen könnten. Während ich ihnen in der Sportstunden zuschaute, hatte ich ein komisches Gefühl, das etwas großes gleich passieren wird. Es war kein *schlechtes* Gefühl aber es war auch nicht normal. Das Gefühl, das mir mein Vater *schenkte*, mischte sich mit diesem neuen Gefühl, das in mir heranwuchs. Die Wut auf meinen Vater mischte sich mit der Spannung von meinem Freund. Ich wollte schreien und lachen, verrückt gehen und tanzen. Ich wollte mich hinlegen und schlafen und nie wieder aufwachen um meinen Vater, um dieses Leben zu meiden, wie er es, mich mied aber gleichzeitig wollte ich nie wieder einschlafen, damit ich nie wieder eine Sekunde hätte verlieren können, damit ich überhaupt nichts meiden könnte, weil ich es alles erleben musste. Ich wollte alles selber bewachen.

Ich spaltete in dem Moment. Ich hatte plötzlich das Gefühl zwei Personen zu sein und es wurde zu einem Streit um Kontrolle zwischen ihnen. Es gab schließlich einen Sieger und ein Teil von mir wurde von diesem Meer, das mein Leben zu steuern schien, weggenommen. Dieser Teil ertrank in diesem Meer, in *mir*. Eine starke Strömung nahm es von mir weg und obwohl ich versuchte, versuchte, versuchte es wieder zu holen, gelang es mir nicht. Ich war danach nur die einsame Person auf dem Strand, die nach seinem Selbst suchte, sehnte. Ich saß nur da und wartete, bis etwas, ein Zeichen, ein Glieder, ein Leichen auf das Strand spülte. Ich hätte sogar gerne einen Leichnam von diesem Teil von mir gesehen aber sowas wurde mir auch nicht geschenkt.

Die Sportstunde war endlich vorbei und die Jungen kamen wieder heraus um sich umzuziehen. Mein Freund war der Letzte, der herauskam und ich packte ihn sofort an den Arm und brachte ihn um die Ecke, wo keiner uns sehen konnte.

„Hey, was machst du da? Wo warst du die ganze Zeit? Was machen wir hier?“

Ich zitterte vor Furcht, vor Wut, vor Freude, vor Schmerz, vor Verwirrung.

„Geht's dir gut? Sag mal, was ist mit dir eigentlich los? Du bist ja heute wirklich komisch.“

Ich antwortete nicht. Ich starrte nur, nicht in die Ferne wie mein Vater, wie meine Mutter, diesmal schaute ich direkt in seine Augen. Ich hoffte ihn wieder zu Verstand zu bringen. Ich wollte, dass er es verstand!

„Komm schon, wir müssen uns umziehen.“

Er versuchte wegzulaufen aber ich hielt ihn an. Ich drückte ihn auf der Brust. Hart und schwer. Ich drückte ihn gegen die Wand und hielt ihn fest. Ich drückte härter und härter. Ich wollte seinen Körper spüren. Ich wollte *wirklich* mit ihm verbunden sein. Ich wollte, dass das Brennen in meinem Herz mich und ihn zusammen schmolz. Es könnte erstmal mein Herz auffressen und dann meine Brust und dann meinen Arm und dabei ihn auch schmelzen.

Ich weinte. Er auch. Er schrie nach Hilfe und versuchte mich abzustoßen aber ich war zu stark für ihn. Irgendwann, ich weiß nicht mehr wie lange wir da standen bei diesem Kampf, aber irgendwann hörte ich einen großen Knacks. Etwas brach. Ich dachte zuerst, dass es etwas in mir war, das zusammenbrach aber ich fühlte meinen Freund schwach werden unter meiner Hand. Ich zerbrach etwas in ihm. Er rutschte gegen die Wand auf den Boden hin und saß da und weinte. Nein. Er heulte. Er schrie. Aber da der Schmerz zu stark fürs Schreien war, hörte er auch auf zu schreien. Er schluchzte nur. Ich kniete mich vor ihn auf dem Boden hin und schaute in seine Augen. Er wagte nicht mir auch in die Augen zu schauen. Er hatte Angst. Vor mir. Angst vor mir. Ich weinte immer noch und während ich auch schluchzte, nahm ich ihn in meine Arme. Er konnte sich nicht wehren. Ich weiß das jetzt. Sonst hätte er etwas gemacht, er hätte mich abgestoßen, getreten, geschlagen, gehauen. Ich weiß nicht, was er gemacht hätte aber dass ich ihn in meine Arme nehme und seinen Kopf auf meine Brust lege, hätte er nie zugelassen. Und er hätte das mir nie anvertraut, was ich dann machte. Ich hob sein Gesicht und ich küsste ihn. Nicht auf die Stirn, nicht auf die Wangen, wie ich meine Mutter küsste, nicht auf seine Haare, wie vielleicht ein Vater seinen Sohn küsst. Sondern direkt auf die Lippen küsste ich ihn. Ich brauchte das und es war der letzte Teil von mir, der sich dazu je getraut hätte. Es war ein letzter Versuch, den ich vollzog um mich zu vergewissern, dass ich nicht alleine war, dass ich doch mit jemandem verbunden sein könnte. Ich wollte prüfen, ob wir

dabei hätte verschwinden können, ob wir dabei endlich unsichtbar geworden wären. Wir wären nicht mehr im Flur vor den Türen zur Halle, wir wären alleine, irgendwo anders. Vielleicht in der gleichen Welt aber nicht derselben. Wir wären anders und am wichtigsten: zusammen und alleine zusammen. Aber so passierte das nicht. Mein Freund fand die Stärke mich endlich abzuwehren und stieß mir den Kopf mit seinem eigenen Kopf ab. Er haute mich direkt auf die Nase und sie fing sofort an stark zu bluten. Mein Blut sah dunkel und kalt aus unter dem kalten Licht der Halle. Ich fühlte mich genauso kalt.

Ich schaute den Flur herunter zu der Treppe. Unser Sportlehrer war da. Ich hatte das Gefühl, dass es alles eine Ewigkeit dauerte aber in Wirklichkeit war es nur ein paar Minuten. Unser Lehrer hatte meines Freundes Schreien gehört und stieß auf uns genau in dem Moment, als wir küssten. Nein. Als ich ihn küsste. Ich war doch alleine. Dass mir nichts in meinem Leben erwiderte wurde, war wie ein anderer Stoß.

Ich war auf dem Strand und stand auf. Ich stand vor einem Tsunami, einer Riesenwelle, die mich gleich umfangen und aufschlucken würde.

Ich wurde sofort in den Trainingsraum geschickt, wo ich den restlichen Tag verbrachte. Mein Freund wurde ins Krankenhaus gebracht wegen einer zerbrochenen Rippe. Vielleicht sogar zwei. Ich weiß es nicht mehr. Die Stunden nach dem Ereignis in der Halle waren ziemlich verschwommen. Meine Zeit im Trainingsraum war auch eher ein Umzug Gedanken, Erinnerungen, Panik, Ängste, Verwirrung. Ich vergaß oft, wo ich war und was ich da machte. Ich schlief nicht ein aber es wäre, als hätte ich geschlafen, als hätte ich nur geträumt. Das wäre ja viel leichter zu verstehen gewesen aber das hatte ich alles ja wirklich gemacht. Ich war nur Schuld. Ich, ich, ich, ich nur. Ich alleine. Ich selbst.

Mein Vater holte mich nach dem Schulschluss nicht ab. Mein Lehrer sagte mir, dass er meinen Vater angerufen habe (um ihm von den heutigen Ereignissen zu erzählen) und dass ich ihn zu Hause treffen solle. Er müsse spät arbeiten und ich solle deswegen zu Fuß nach Hause gehen.

Zu Fuß dauerte es ungefähr 15 Minuten. Normale Kinder hätten in der Zeit wohl geübt, was sie zu ihren Eltern gesagt hätten, wären sie auch in so einer Situation wie ich. Sie hätten vielleicht ausgedacht, was die beste Lüge wäre oder ob sich eine Lüge überhaupt gelohnt hätte. Oder vielleicht hätten sie sich ausgedacht, wie sie *die Wahrheit* erzählen könnten aber nur mit ein bisschen „Extra“ um die Wahrheit „schöner“ zu machen. Ich war aber dafür zu verwirrt und müde. Ich hatte sowieso nichts zu meinem Vater zu sagen, insbesondere die Wahrheit nicht. Er würde mich wohl fragen, was ich dabei gedacht hätte, was mit mir los wäre oder sowas Ähnliches. Oder auch nicht. Ich hätte es ihm auch zugetraut gar nichts zu sagen. Es war mir

aber ziemlich gleichgültig. Es war mir nicht wichtig, was er mich hätte fragen können. Ich wollte ihm einfach nichts beichten, bekennen, verraten. Er hörte nicht von mir, was ich gemacht hatte. Das hatte er sowieso schon von meinem Lehrer gehört. Ich weiß nicht, warum ich das wollte. Warum ich die Wahrheit nicht sagen wollte. Die Gefühle, die mir von dem furchtbaren Tag übrigblieben, verhinderten es einfach. Ich hatte etwas von mir, in mir verloren und ich war nicht mehr dazu fähig die Wahrheit zu erzählen. Ich, das wahre Ich, war wohl verloren und ab dem Tag wusste ich nicht mehr, wie man davon sprechen soll. Und von daher kam es zu der Lüge, die diese Aktion, die mit meiner Mutter anfing, und diesen Tag, an dem ich diesen Jungen küsste, und diese Beziehung mit meinem Vater beendete.

Diese Lüge selbst war eigentlich die erste Lüge meines Lebens. Ich war damals erst 11 Jahre alt und es war auch das allererste Mal, dass ich meinen Vater anlog. Ich weiß, dass das komisch klingt, dass ich erst mit 11 meinen Vater anlog. Vielleicht log ich ihn davor auch an aber die erste Lüge, an die ich mich erinnere, entstand, als ich 11 war. Es war keine große Lüge. Es war keine Lüge, die jemandes Leben in Gefahr gesetzt hatte. Es war keine Lüge, die die Taten eines Kumpels verbarg. Es war einfach eine Lüge, die ich damals für wichtig und unvermeidbar hielt. Es wäre nicht notwendig gewesen zu lügen, wie es in den meisten Fällen beim Lügen ist. Aber ich musste lügen. Die Bewirkung dieser Lüge hätte ich damals auch nicht verstehen oder einschätzen können. Mit 11 denkt man nicht so viel darüber nach, was aus so einem Ereignis geschehen könnte. Aber ich wusste, dass ich das damals machen musste. Und aus dieser Sicht habe ich ihn, meinen Vater, einfach angelogen. Völlig bewusst und unschuldig. Mein Vater durfte die Wahrheit einfach nicht wissen.

Ich kam nach Hause und fand meinen Vater im Wohnzimmer auf seiner Couch. Anscheinend musste er doch nicht spät arbeiten. Er wollte mich einfach nicht abholen müssen. Er schaute mich an aber sah mich nicht. Wie immer. Ich wollte sofort oben gehen und in mein Zimmer aber als ich ihn an der Couch vorbeiging, packte er mich am Arm und zog mich so hart zurück, dass ich das Gleichgewicht verlor und auf den Boden umfiel. Ich lag da, mein Rücken auf meinem Rucksack gestützt und rührte mich nicht. Ich starre auf die Decke. Mein Vater hatte kein Licht außer einer Lampe angemacht und das Zimmer sah deswegen ein bisschen orange und verschwommen aus. Die Decke bewegte sich über mir. Hin und zurück. Sie atmetete, nervös, gespannt. Ich wollte sie beruhigen aber ich kam nicht dazu. Ich wusste nicht mehr, wie man das hätte machen sollen oder können. Ich starre dann deswegen einfach weiter, als schaute ich ein kleines Tier, das weg wollte aber das irgendwie in eine Falle geriet und eigentlich nicht mehr weg konnte.

Mein Vaters Gesicht über meinem weckte mich auf aus dieser komischen Vorstellung mit der Decke. Zeit bewegte sich wieder komisch und langsam. War es eine Ewigkeit oder nur ein

paar Sekunden, dass ich da lag und ins Gesicht meines Vaters schaute? Er atmete tief und langsam, fast als wollte er gleich einschlafen. Seine Augen waren wie immer nicht hart, sondern eher leer, gefüllt mit nichts. Der einzige Unterschied war, dass er mich eigentlich anschaute. Er musterte meine Gesichtszüge mit seinen leeren Augen, als wollte er alles aufsaugen. Ich sah, wie er meine Stirn und dann meine Augenwinkel und meine Wangen, meine Ohren, meine Nase, meine Lippen, meinen Kinn und dann wieder in meine Augen schaute. Ich ahnte sein Bedürfnis mich unsicher zu machen, mich zu beängstigen. Unser ganzes Haus war wie ein Zoo, voll mit den komischsten Tieren, die nie zusammen hätten wohnen sollen, weil sie sich nicht verstehen und Angst vor einander haben und oft versuchen sich gegenseitig aufzufressen.

Anscheinend wusste mein Vater nicht, was er zu mir sagen soll, weil er mich nach irgendeiner Zeit endlich in Ruhe ließ und in sein Zimmer ging. Die Stille war ohrenbetäubend. Ich erinnere mich genau daran, wie das sich anhörte. Die Einsamkeit. Die Stille. Die Furcht. Die Verwirrung. Alles mischte sich und schuf eine Luft so dicht und unbehaglich, dass ich fast nicht mehr atmen konnte. Ich ging sofort in mein Zimmer und legte mich hin. Ich hatte den ganzen Tag lang nichts gegessen und mein Magen knarrte laut und wütend. Aber essen konnte ich überhaupt nicht. Essen war das letzte, das mir da wichtig vorkam. Ich weiß nicht, was mir damals wichtig war aber es fing nicht mit Essen an, das wusste ich mindestens.

Ich lag eine Weile da und dachte an nichts. Ich lag einfach da und musterte die Decke meines Zimmers. Mir war das schwindelig aber das war auch gut so. Es lenkte mich von meinem geraden, normalen, furchtbaren Leben ab.

Mein Vater kam in der Nacht in mein Zimmer. Er dachte, dass ich schlief aber schlafen fand ich an dem Abend auch nicht wichtig. Ich weiß nicht, was ich von ihm erwartete, was ich dachte, dass er machen würde. Vielleicht hoffte ich, dass er mich wieder hauen, auf den Boden werfen würde denn erst dann könnte ich ihn spüren. Seine Gefühle, sein Schmerz würden dann mit mir verbunden sein. Ich könnte ihn dann hassen, weil er mich schlug und wir wären wieder wie Vater und Sohn. Wir würden endlich mit einander reden und uns streiten und herauskriegen, was es wirklich hieß Vater und Sohn zu sein. Ich weiß, dass es komisch klingt, dass ich meinen Vater hassen wollte aber ihn zu hassen war besser als nichts für ihn oder von ihm zu fühlen. Ohne Hass war er einfach ein Gespenst im Hause.

Aber zu Hass kam es auch nicht. Er setzte sich neben mir aufs Bett hin. Ich hatte mich auf meine rechte Seite gelegt und er saß auf der linken Seite des Bettes neben meinem Rücken. Ich sah ihn nicht und spürte ihn auch nicht. Ich wusste nur, dass er da war, weil er wieder so tief atmete. Er weinte auch. Es war leise und kaum zu hören. Das Bett schüttelte mit seinem

Schluchzen. Viele hätten das, sein Weinen, als ein Zeichen der Liebe angenommen aber das war es nicht. Es war einfach seine eigene Verwirrung, sein eigener Schmerz. Er weinte, weil er nichts anderes machen konnte. Er liebte mich nicht. Er hasste mich nicht. Er wollte nichts von mir. Er liebte und hasste sich nur selbst. Er wollte nur, dass etwas *in ihm* geschehen würde, dass etwas in ihm ändern würde, damit er erneut mit dem Leben anfangen könnte. Bis dahin wusste er gar nicht, was man *mit mir* anfangen sollte. Und vielleicht klingt es auch komisch, dass ich doch nicht anfing ihn zu hassen aber ich brauchte etwas von ihm, das mir zeigte, dass mein Hass erwidert oder beleugnet werden würde. Ich brauchte etwas, das meinen Hass, meine Gefühle belohnte. Das bekam ich aber nicht und ich lag da neben meinem Vater, dem Vatergespenst und wartete darauf, dass er endlich wieder weggehen und mich in Ruhe lassen würde und nach einer Weile tat er tatsächlich das.

Er kam nie wieder in mein Zimmer, was auch zu erwarten war. Es gab ja da auch gar nichts für ihn.

Am nächsten Morgen kam ich herunter, diesmal ein bisschen früher und setzte mich an den Tisch. Mein Vater aß nichts. Er hatte wieder auf mich gewartet.

„Heute gehst du nicht zur Schule.“

„Wieso?“

„Du weißt ja warum.“

„Nein, ich weiß es nicht. Warum gehe ich nicht zur Schule?“

„DU WEIßT ES DOCH und ich werde nicht von dir hören, dass du es nicht weißt.“

Wir schwiegen.

„Hast du das wirklich gemacht? Ist das wahr?“

„Was?“

Er seufzte.

„Du hast einen anderen Jungen geküsst. Ist das wahr?“ Seine Stimme war komischerweise nicht gemein. Sie war, ohne es besser ausdrücken zu können, verwirrt. Seine Stimme war

verwirrt und unsicher. Sie fand die Aufgabe, mich nach diesem Vorgang zu fragen, unmöglich. Vielleicht war das überhaupt nicht die Stimme meines Vaters. Vielleicht hatte er in der Nacht eine neue gefunden um mit dieser Situation besser umgehen zu können. Vielleicht hatte er mich deswegen nicht gestern abend angesprochen.

„Nein.“ Ich hatte auch seine Rippen zerbrochen mit dem Gewicht meines Bedürfnisses ihn zu spüren. Das hatte ich *auch* gemacht.

„Warum würde dein Lehrer sagen, dass du einen anderen Jungen geküsst hast, wenn es nicht wahr wäre? Warum würde er mich mit sowas anlügen?“

„Ich weiß nicht.“

„Sag mir die Wahrheit!“ Er fühlte wieder etwas. Vielleicht Wut, vielleicht Schmerz, irgendetwas aber er teilte es nicht mit mir. Er benutzte es gegen mich, um sein eigenes Selbst besser zu verstehen. Er wollte die Wahrheit wissen, damit er sehen könnte, was für einen Sohn er erzeugt hatte. Es ging nicht um mich und wer ich war (bin?). Es ging nur um sich selbst. Von mir aus erfuhr er keine Wahrheiten über sich selbst.

„Nichts ist passiert. Ich verspreche es dir.“

Als ich „versprechen“ sagte, wusste ich, dass ich alles auf einmal zerstört und beendet hatte. Ich hatte einen Stein durch die letzte Scheibe Glas in unserem kleinen Haus geworfen und der Tsunami, die Riesenwelle, die Flut, in der ich ertrank, begann auf mich herunterzufallen. Mein Vater stand auf und ging nach draußen. Ich schaute, wie er in sein Auto einstieg und losfuhr. Ich hörte, wie das Geräusch seines Autos langsam auflöste. Er war schnell weg, fast als wäre er verschwunden. Er war verschwunden. Ich nicht. Er doch. *Ich nicht.* Warum gelang das *mir* nicht aber *ihm* doch?

Um mich herum stieg das Wasser, es umgab mich, bis ich endlich unter dem Wasser war, völlig ertrunken aber noch am Leben. Seitdem ist die Beziehung mit meinem Vater so gewesen, dass ich um ihn schwimme, schweben und ihn anschau, als wäre er in einem großen Aquarium, wo er mich durch das sichere Glas ansieht und fragt sich, was für ein komisches Tier das wohl wäre und wie komisch das ist, dass er so lange sein Atmen halten kann.

Ich weiß nicht, wie alles anders wäre, hätte ich ihm die Wahrheit gesagt. Vielleicht wäre er anders gewesen. Vielleicht wäre er aufgestanden um zu mir zu kommen und mich zu

umarmen aber das glaube ich eigentlich nicht. Es ist immerhin jetzt unwichtig. Das Meer ist schon da, um mich herum, über mir, auf mir, unter mir, in mir. Es ist ein Leben im Meer.

Und jetzt fließt langsam Blut ins Meer. Die Farben mischen sich nicht. Das Blut ist zu stark für das Wasser und es bedeckt es, es klebt zu dem Wasser und verbirgt es. Meine Hände, voll mit den Glasscherben des Spiegels, sind die offenen Tore, die eine neue Flut einlässt. Hoffentlich bringt mich diese Flut irgendwie weg. Vielleicht bringt sie mich in die Ferne, wohin mein Vater, meine Mutter schauen. Vielleicht werde ich endlich in ihrer Sicht sein, wo sie sich nicht mehr fragen, was mit mir zu tun ist sondern einfach, wer ich bin. Dann werden sie mich *endlich* fragen, wer ich bin, warum ich blute, warum ich mal fühlte aber nicht mehr, warum ich ertrank, warum sie die Wahrheit nicht verdienten.

Ich würde endlich verschwunden sein, nicht mehr zu sehen, wirklich nicht mehr zu sehen. Gemieden werden ist gar nicht dasselbe wie Verschwinden. Ich konnte dann endlich den anderen zuschauen, wie sie ihr Leben durchführen und wie sie arbeiten, wie sie lieben, kämpfen, hassen, sich verwirren, sterben. Ich w aber nicht wirklich da. Nein, nicht wirklich da.

Pünktlich wie der Tod

von Javier Sánchez-Arjona

Komm! Stellen wir uns mal vor, dass wir von der Ritterstraße über die Reichenberger, an den Wettbuden vorbei, in den Platz am Kottbusser Tor laufen. Beeil dich, sonst verpassen wirs: ungefähr um diese Zeit kommen die Junkies wie müde Ameisen aus ihren Löcher heraus. Sie gehen ihren eigenen Weg, suchen die Pkws auf, die ihnen täglich (würde ich behaupten) Kaffe und Methadon liefern. Ob dies überhaupt stimmt, ist nicht unsere Sache und also gehen wir vorbei, Richtung U-Bahn, die hier aber als Hoch-Bahn erscheint. Nein! Komm besser nicht mit, diese ist meine Erzählung, die ihren eigenen Rhythmus haben soll. Du läufst aber ständig hinterher, trittst ununterbrochen auf Hundedreck (der hier vom ganz zivilisierten Gesindel und seine schuldlosen Hunden – die nur raus wollten, weil sie mit dem Binom Kacke-Spannteppich nichts anzufangen wussten – liegen gelassen worden ist) und kannst mir nicht recht folgen, ganz aus dem Atem geraten, wie du da stehst. Bleib besser hier, sammle dich ein, wie nach einem furchtbaren Niesen, das uns mit nassen Händen da lässt, die Brillen leicht versetzt und inmitten eines unverlangten Auditoriums, das sich nach so einem Krach nicht mal traut, Gesundheit zu wünschen. Such dir lieber eine ruhige Bank außerhalb dieses Gewimmels, irgendwo am Kanal, den Taubenscharen entlang, ihrer Quantenphysik von Taub und Schar folgend. Geh hin. Ich – meinerseits – steige in die H-Bahn und schon bin ich woanders. Man soll die Sachen aus der Distanz sehen, bloß als Zuschauer, nirgendwo.

Nun ist es aber schwer eine Erzählung anzufangen. Nicht weil man nicht fähig wäre, einen Ansatz zu finden, sondern weil man sich erst ins Erzählen einüben muss, um schließlich ein Erzähler zu werden und eine Erzählung zu erzählen, die wiederum überhaupt möglich ist, weil ich da bin und du da sitzt. Zugegeben, am besten wirkt ein blinder Erzähler, denn nur er kann sich am Rahmen der gehügelten Buchstaben ohne weiteres halten, weil ringsherum nur Fläche ist. Und Ebenen – dass sollte man wissen – sind zu fad, um überhaupt erzählbar zu sein. Aber lassen wir all dies beiseite. Dann fange ich mal an und muss mir folgendes einbilden.

Heute ist er weg. Es gibt verschiedene Arten weg zu gehen. Zum Beispiel aus der eigenen Wohnung. Behalte dies: Am besten kann man eigentlich einen Menschen am Morgen vor einer Wohnungstür beobachten, wenn er raus geht. Nachdem die ganze Zeremonie der Markierung stattgefunden hat, nachdem er sich bereits in Konturen eingewachst hat und sich für den Schatten vorbereitet hat, schreitet er ruhig über die Grenze der Türschwelle, schließt zu, macht mit dem Schlüssel die Tür zu seiner Tür und geht die Treppen herunter, mit dem ruhigen Gewissen einer geschlossenen Wohnung. *Lassen wir aber all dies auch beiseite: er ist kein vulgärer "er". Er ist Ich. Und Ich ist heute eigentlich nicht weg gegangen, sondern weg geblieben. Also fangen wir woanders an...*

Am besten mit einem Zitat – denn Zitate sind immer sehr angemessen. "Ich bin Ich", pflegte er

zu sagen und so nannten wir ihn alle Ich. (*Merkwürdig, nicht wahr?*) Man kann sagen, dass Ich vor seinem ersten Ende nur uns sah und begegnete. Als Namen meine ich: der Rest blieb Publikum. Nur wir kannten Ich und da wir ihn kannten, nannten wir ihn Ich. So hatte Ich am Ende diesen Namen, der unter uns - und Tag für Tag an Ich - fester blieb, bis mit der Zeit er Ich geworden ist. Wie Frauen zu Müttern werden nachdem sie ein Kind gebären. (*Leuchtet mir ein*) Zugleich wurden wir aber unfähiger zu wissen, wer Ich eigentlich war. Man könnte sagen, dass wir Ich nur in seiner Musik erkannten (vor allem nach seinem ersten Ende). Sie stammte zwar aus der Trunkenheit, Klang aber für uns wie eine göttliche Weisheit. Seine Musik ist unübertragbar und trotzdem ist sie langsam meine Musik geworden. In ihr konnten wir uns mit der Zeit zurechtfinden und sie bildete uns zum Kreis, der sich um Ich drehte. Aber Ich schien nichts davon zu ahnen, was uns mehr und mehr zum Drehen brachte. Um Ich, der ihn geworden ist.

Jetzt erinnere ich mich: es war ein milder Herbst gewesen. Damals hat man öfters von einem Klimawandel geredet, aber bis dahin war es nur eine wissenschaftliche Rede, die man im Eis bemaß, in Gletschern bewies, in fernen weißen Gegenden. In diesem Herbst haben wir es aber gespürt, als ob wir in einer exotischen Geschichte plötzlich auftreten müssten. Wir haben es zu fühlen bekommen: der normale Fluss der Kleidungen konnte plötzlich seinen Gesetzen nicht mehr folgen. Die hohen herbstlichen Temperaturen hatten den Jahreszeitenzyklus gebrochen. Wir befanden uns in einer fremden Zeit, wo Herbst nicht mehr Herbst war, nicht mehr Herbst sein konnte.

Ich war zu dieser Zeit nicht mehr so bekannt, nachdem seine Ruhmjahre schon vorbei waren, den Marktgesetzen nach. Gerade deswegen schien uns Ich wichtiger als je zu sein. In ihm realisierte sich zu vieles, um Ich mit fremden Gesetzen aus unserem Gewissen herauszuwischen. Diese war die schlimmste Verblendung, in der wir uns verwirren könnten. Deswegen haben wir uns um Ich dichter gedrängt: er bildet schließlich unsere Identität, auf die wir nie verzichten werden.

Alles hat wirklich angefangen, als jeder von uns erfuhr - gleichzeitig oder mit der Zeit, dass er in unsere Stadt eingezogen war. Wer es am ehesten erfahren hatte, wer mit wem befreundet war, wer von wem kam, ist überhaupt unwichtig und verdient keine weitere Überlegung. Die Tatsache ist, dass diese unsere Vorgeschichte war, die eigentlich nicht relevant ist, weil er noch nicht Ich war, weil wir erst durch ihn geworden sind. Das wichtige daran ist, dass niemand beschlossen hat, dass wir zusammen gehören sollten. Wenn schon, war es Ich.

Denn zu Beginn waren wir eher skeptisch. Wir kannten seine Musik schon, klar (damals war es noch seine Musik...). Aber was uns zum Zögern gebracht hat, ist diese unerzogene Begeisterung, die sein Name beim Publikum erweckte. Natürlich pendelten wir genau wie viele von einem Café zum anderen, von Bühne zu Bühne, angelockt durch seinen Namen. Aber wir mussten unsere Bekanntheit nicht mit groben Manieren ausdrücken, pedantisch klatschend wo niemand eigentlich klatschen würde, weil man dann nicht klatschen soll – seiner Musik wegen.

Unsere Vertrautheit konnte man nicht so vorzeigen. Sie war etwas intimeres, etwas was man nicht mit lauten Handflächen mitteilen kann. Ein Kalligramm oder ein Ideogramm, aber auf jeden Fall keine bloße Meinung.

Man war überzeugt, wie wir nachher festgestellt haben: es war eine Sache der Zeit. Die Skandale - die eigentlich sein Leben bildeten - erregten den Anstoß der leeren Stühle, des spärlich bevölkerten Parketts. Unfassbare Zeitschriftmeldungen, unerhörte Äußerungen in Interviews, mehrere Einweisungen auf Grund unerklärter Begebenheiten, heikle Fotos, die Scheidung von der Sängerin Lady Bee und seine purer werdende Musik agierten als Filter. Am Ende blieb nur eine schlichte Militanz, die sich von Schauplatz zu Schauplatz zu erkennen wusste. Zuletzt blieben nur wir, sein Leben und seine Musik als Ergebnis eines organischen Prozesses.

Ich litt. Man kann es schlicht und einfach sagen. Und dies war gefährlich: seine Musik neigte mehr und mehr zur perfekten Transzendenz und solch einen Zustand kann keiner auf Dauer aushalten. Trotzdem war dieses Gemüt nötig, um diese Musik zu entdecken, die uns bei jedem Auftritt geschenkt wurde. Wir sahen, wie sich Ichs Ausdruck bei jedem Auftritt von der tiefstinnigsten Schwermut zur absoluten Vollkommenheit umwandelte. Und dann war uns plötzlich klar, dass etwas getan werden musste.

Bis dahin hatten wir uns ab und zu getroffen und sind langsam von Publikum zur Gruppe geworden. Niemand fiel es ein, unser Wesen "Gruppe" zu benennen, das wäre zu gewagt gewesen. Sinnlos. Aber wir spürten schon, dass etwas mehr aus und nach jedem Treffen wurde. Bis wir uns entschlossen haben, uns unabhängig von Ichs Auftritten zu treffen. Kein Thema lag auf dem Tisch, selbstverständlich. Nur das Gefühl der Verbundenheit schwebte zwischen uns, gab uns den Takt und den Zusammenhalt.

Keiner von uns könnte jetzt, nachdem so vieles geschehen ist, genau sagen wer den Vorschlag gemacht, oder den Anstoß gegeben hat, der uns zur Tat führte, und uns somit zur wahren Gruppe bildete. Wen kümmerts? Hauptsache ist, dass unsere Aufgabe *dann* klar wurde: wir mussten Ich unterstützen. Und zwar nicht auf irgendeine Weise: wir mussten uns organisieren.

Da wir nur durch Ichs Musik verbunden worden sind und daher aus verschiedenen Milieus stammten, war jeder von uns gesellschaftlich anders platziert: Anwälte, Ärzte, Wirtschaftswissenschaftler, Unternehmer, ein Richter, Schriftsteller, ein Psychologe, Musiker, Filmmacher, Professoren, ein Übersetzer und sogar einige Polizisten. Frauen und Männer. Eine gut ausgestattete Arche Noah.

Einige von uns hatten eine direktere Beziehung mit Ich und so bildeten sich zwei Schichten in der Gruppe: die, die den Alltag mit Ich strickten und diejenigen die die Wolle und die Stricknadeln dazu besorgen mussten; die „Zelle“ (die Organisation im engsten Sinne) und das „Kommando“. Sofort warf sich das Problem auf, wie könnten die wenigen, die sich die Aufgaben des Kommandos aufteilen mussten, ihr normal berufliches Leben trotzdem weiterführen. Auch dies konnten wir lösen.

Da keiner von den Polizisten zu dieser Gruppe gehörte und ihre Mitglieder fast alle normale Angestellte - Funktionäre und Beamte - waren, außer dem Richter und ich - dem Übersetzer, konnten alle auf verschiedene Weise kündigen und fiktiv in den Firmen unserer Unternehmen angestellt werden. So war ihr Gehalt gesichert und ihre Hände befreit, nach der umständlicheren Zwischenphase der Kündigungsfristen. Nur der Richter nahm eine Sonderstellung zwischen Kommando und Zelle ein, da wir ihn als solchen brauchen könnten. Außerdem weiß man schon, dass Richter für keine weitere Rolle mehr fähig sind. Meinerseits, als Übersetzer, konnte ohne weiteres dabei sein. Wir sind ja sowieso gewöhnt, im Alltag ständig von einer Ebene zur anderen zu springen.

Die Sachen liefen normal ab: Ich lebte angeblich von seinem Einkommen und seinen Freunden, die ihm mit allem versorgten, Drogen inbegriffen. Ichs Sucht konnte man nicht nur nicht abschaffen, sondern war auch seiner Musik wegen nötig: irgendwoher muss man ja die Inspiration haben und bei Ich funktionierte es ziemlich gut. Natürlich arbeiteten unsere Ärzte und Psychologen daran, dass alles so harmonisch wie möglich verlief, damit Ich und seine Musik weiterhin existieren konnten.

Im Grunde genommen, verfuhr sich Ich genauso andersrum wie seine Nachbarn. Genau wie sie nach Hause zurückkommen, um zu überleben, kehrte Ich in die Welt zurück, um seinen Zustand überhaupt überleben zu können. Die Zeitspannen wechseln sich aber. Das normale Leben duldet nur kurze Zeiten fürs zu Hause sein. Ichs Welt ist so gebaut, dass die geringere Zeit für die Welt außerhalb der Schwelle gelassen wird. Auf diese kurze Zeit im Freien musste er sich stützen, um nicht zusammenzubrechen.

In einem von diesen wenigen Ausflügen, geschah es aber. Ich stelle mir vor: Ich nahm eine Fruchtkiste, die vom Einkaufen übrig geblieben war, griff eine Bettdecke zu, breitete sie in der Kiste aus. Dann packt Ich Baby Boo - das Ich vor Freude anlächelte und legte es in die Kiste rein. Ich hat die Kiste so zur Wiege umformt und damit ging er aus der Wohnung heraus, ohne die Tür dabei zu schließen.

Ich stelle mir vor: er ging nervös die Treppe herunter. Vom Gewicht der Kiste überfordert, ging er aus dem Haus auf die Straße. Baby Boo spielte währenddessen mit einer Rassel, so dass Ich beim atmen sich an diesem Rhythmus halten konnte, wie die Bergsteiger es tun, wenn sie in der Höhe gehen. Baby Boo gab den Takt und so gingen beide die Straßen herunter zum Kanal, an dir vorbei. Baby Boo quietschte, Ich schnaubte und hechelte (wie du es hättest hören können, wenn du nicht am Lesen gewesen wärst). Und in diesem Quietschen und Schnauben mündeten sie ins Fraenkelufer. Baby Boo schwenkte die Rassel heftiger und so wurde Ichs Marsch hektischer, sein Schnauben gewaltiger. Bis sie auf der Admiralbrücke waren, wo Ich stehen geblieben ist. Ich stellte den Tragekorb auf die Schutzwand und lehnte sich von der Brücke. Baby Boo hörte auf zu rasseln.

Die Schwäne schwammen in Kreisen um die Blätter, die vom Herbst ins Wasser gefallen waren. Weiße Bewegungen auf schwarzem Wasser, in dem sich Ichs Gesicht spiegelte. Einige Meter lagen zwischen Ichs Gesicht und sein Spiegelbild mit schwimmenden Schwänen. Ichs

Gesichtsausdruck wurde Schwindel. Auf einmal packte er die Kiste und raste die Brücke runter zum anderen Ufer hinüber. Baby Boos Hand regte sich nicht mehr, als ob er erstaunt wäre, dass Ich seinem Takt nicht mehr folgte. Es verstummte.

Ich rannte das ganze Urbanufer von der Admiralbrücke zum Landwehrkanal. Ich war vollkommen außer Ich geraten durch die Schwindelvision, rannte und rannte, lief auf dem Gras bis er knapp vorm Wasser stehen blieb. Ich blickte in die Ferne. Das Wasser war ruhig, platt zwischen den eingedämmten Ufern. Ich setzte sich und stellte die Kiste zwischen seine Füße, so dass sich Ich Baby Boos Gesicht ansehen konnte. Baby Boo war äußerst stille und blickte Ich fragend an. Seine Rassel hielt es senkrecht und reglos in seiner niedlichen kleinen Hand. Ich hielt diese Reglosigkeit nicht lange aus und stieß mit seinem rechten Fuß die Kiste ins Wasser hinein. Die Wiege wurde zu einem Boot, das langsam vom Urbanhafen kanalabwärts davon glitt. Baby Boo schwenkte die Rassel weinend, als er anfing zu merken, dass es nass wurde. Aber es konnte keinen Takt mehr geben: das Wasser folgt nicht, es fließt.

Nach einer Weile verschwand die Kiste. Nur die Rassel blieb reglos schwimmend im Landwehrkanal...

Die Kassettenrecorderbatterie ist ausgelaufen. Anscheinend unerwartet, da der grauhaarige Mann gewaltig und nervös mit dem Recorder umgeht, bis er feststellt, was wir schon wussten: es liegt nicht an einem mechanischen sondern an einem elektrischen Mangel, weshalb ich die Geschichte nicht mit leicht kreischender Stimme fortführen muss, was ziemlich umständlich war, um ehrlich zu sein. Außerdem weiß ich nicht mehr, wenn ich Ich sage (oder schreibe?), wen ich überhaupt meine. (Und das würde mich freuen: endlich könnte Ich meine Identität neu begründen, was gerade jetzt – zugegeben – vollkommen unsinnig wäre.) Mein Gott was man als Erzähler alles machen muss! Nicht nur grausame Sachen ohne zu zögern hat man zu ermitteln, sondern sich auch leicht verstimmen und wer weiß was für tausende Dinge noch, wie Grillengesang, japanische Namen, das Rauschen einer sanften Brise (geht das überhaupt?), Wellen, Kentauren, Einhörner, Undinen! All das kann einem Autor einfallen, glaub es mir. Nun manchmal kommen sie schon zu hellsichtigen Ideen, wie diese hier vom Batterieauslauf, die meine Stimme jetzt schon. Obschon er es gewesen ist, der sich einfallen ließ, dass ich mich hier leicht kreischend wie in einem schlecht eingestellten Radiosender herumsprechen sollte! So stehe ich hier (wenn du noch da sitzt), nirgendwo, aber mit einem Hals wie eine abgelaufene Schuhsohle und muss fortfahren. (Eher du mich finden konntest, du Klugscheißer, bin ich wieder in die Haha-Bahn eingestiegen und bin schon woanders.)

Nur Anstreicher können eine Wand lesen. Wir sausen halt vorbei. Sie dagegen können genau deuten, wo man was auskleben muss, eher man mit der Aufgabe anfängt. Sie wissen genau, wann man streichen kann und was man an Farbstoff auf einer Wand genau zu benutzen hat. Merkwürdige Farbarchäologie. Wir dagegen sehen nur eine Wand. Halt! Wir Passanten sehen keine Wand: wir rennen in Wände hinein. Wie könnte man dies auf gutem Französisch schreiben?

Jetzt wo ich in Platz der Luftbrücke hereingefahren bin, muss ich folgendes erzählen, weil es für den Viktoriapark ausgedacht worden ist.

- Merkwürdig, die Sterne!
- Was du nicht sagst, Lady Bee!
- Man hat mir gesagt, dass es Leute gibt, die sie lesen können.
- Und was lesen sie, Lady Bee?
- Die Zukunft.
- Die Zukunft...
- Und die Seeleute sehen in ihnen Karten, wie wir in der U-Bahn!
- Wie auf Wasser so auf Gleisen...
- Und wie sie leuchten!
- Dabei blinzeln sie nur...
- Wie im Nebel?

Tatsächlich war es Nebel, was zwischen den beiden Gestalten schwebte in dieser seltsamen Nacht (*he? Woher das denn?*). Unter ihnen die Stadt, die wie ein nachgeahmtes Firmament da lag. Unter dem Sternenzeichnen der Straßenlampen, trafen sich die Liebenden. Sie jedoch... (*Scheiße!*)

(Weg hier! Schnell!!)

Nun steig ich noch rechzeitig wieder ein: dieser letzte Text war von dir (lächerlich, übrigens: diese Szene geschah tagsüber und bei klarem Wetter, du Dummkopf!). So ein Schwitzen! Ich hörte deine Schritte schon. Ich war wohl zu genau bei den Angaben, was für ein Schnitzer! Du solltest übrigens weder schreiben noch mir folgen, sondern weiterlesen! Aber, nanu, jeder Mann ist von Geburt aus Anarchist, obwohl man nicht bekannt - ja sogar verleugnet! Gut, wie gesagt: lies besser weiter...

Jetzt hab ich den Faden verloren, verdammt noch mal! Also versuchen wirs halt wieder mit einem Zitat: "hier pinkelten schon als Bengels / Karl Marx & Friedrich Engels", ließt man links oben auf der Wand oberhalb des Pissoirs der Toilette, in der ich mich im Moment befinde. In obersten Stockwerk eines HU-Gebäudes, das am Zerfallen ist und deswegen in aller Eile repariert wird. Nun sind die Toiletten beim Wiederaufbau aus amtlichen Gründen nicht bevorzugt worden und so können allerlei geniale Sätze hier gelesen werden, was aus einer Not einen Genuss machen kann.

Als jüngstes Mitglied der Zelle, bin ich noch Übersetzungsstudent, kiffe regelmäßig (so nebenbei) und heiße Andreas. Diese sind meine halbamtlichen Tätigkeiten. In der Zelle bin ich aber Chronist geworden. Man hat gemeint, dass ich der idealste wäre, der diese Funktion jetzt

weiterführen könnte – der Übersetzung wegen. Wie ich dies überhaupt werde machen können, ist noch zu sehen. Gerade vor einer halben Stunde hätte ich die ganze Geschichte hören sollen, die bis jetzt geschehen ist, aber dies gelang nur halbwegs, da der Recorder zusammengebrochen ist und dabei die Kassette verschlungen hat. Man hätte Jost aufzeichnen sollen, wie er wütend geworden ist! Nun bleibt der Rest verschollen, da es aus Sicherheitsgründen nur diese eine Kopie gab, die vom vorherigen Chronist aufgenommen worden ist. Das heißt: ich muss den Rest erfinden bzw. nachfragen, was wiederum nicht einfach sein wird, da ich nicht nur die vergangenen Geschehnisse rekonstruieren muss, sondern die gegenwärtigen und die zukünftigen auch noch mitschreiben - so nebenbei, oder ich weiß nicht wie!

Die U-Bahn fährt wie ein Karussell oberhalb und unterhalb Berlins und durchdringt die Stadt. Man steigt ein und ist nirgendwo, bis man aus ihr aussteigt. Erst dann kann man wieder zu sich kommen und was Sinnvolles erzählen. Erst wenn man aus dem Schiff aussteigen kann, erlangt man die Weisheit wieder, die jeder Epik zu Grunde liegt. Jenseits der Logik: sie ist uns beim Einsteigen aus der Tasche gezogen worden... Man muss sich ja ihr entziehen! Und dann und wann, ein lautes Hahaha...

Para: erzaehler@puenktlichwiedertod.?

CC:

Asunto: (...)

Lieber Erzähler,

Deine Kybernetik hat mich tatsächlich verwirrt, muss ich zugeben. Deswegen habe ich mich entschlossen, unsere Rollen für einen kurzen Augenblick umzukehren, um Dir diese kurze Mitteilung per E-Mail zu schicken. Das Netz war die beste Lösung... *bumbum,bumbum... dada, dada* ...vieles wird mir jetzt klar, indem ich weiter lese... *blablablabla* ...aber ich finde, dass viele Lücken noch bleiben, die ich gerne füllen würde. Ich bin mir sicher, dass all dies mit der Schrift zu tun hat, deshalb...*zack, zack, zack...* Deswegen schlage ich vor... *tatata* ...Uhr im Potsdamer Platz.

Mit freundlichen Grüßen,

Dein Leser

Die beiden trafen sich beim Hackescher Markt. (So nebenbei erläutert: das heißt nicht das ich mich dort befinde, bleib bloß ruhig sitzen!) Da ist eine spanische Bar zu finden, in der sich

Jürgen für das Gespräch entspannt genug fühlte. Die Bar ist eben mit Stierkampf-Szenen beschmückt, schwarzweiße Aufnahmen, bei denen das Eische vom Kampf noch zu ahnen war. In dieser Kneipe fehlten nur die „terturlias“, Gesprächsgruppen von Stierkampfiehabern wie Jürgen, die zu einer solchen Bar in Spanien gehört hätten, wie in Madrid in „Los Timbales“, „Casa Braulio“ oder „Viña P“. Und in mitten dieser Gruppen, die Gespräche, in denen das Eische – wie sich ziemt – bildlich erzählt wird. Dafür spricht man mit vollen Händen, vor allem wenn man die „Pases“ (die Schwünge mit den Tüchern beim Kämpfen) wieder nachmacht, anschaulich und angefeuert.

Nun saß da Andreas wie ein Stierkämpfer, der in die schwarze Schwelle der offen gehaltenen Tür blickt, aus der der Stier demnächst rauspringen wird. Die wahren Stierkämpfer haben sich keinen Kampf im Kopf vorgestellt, ehe der Stier auf dem Platz angelangt ist. Er muss es stattdessen aus dem Stier herauslesen. Kein Kampf gleicht dem anderen gerade deswegen. Und soeben saß Andreas vor Jürgen unter den Bildern von Manolete, Bienvenida, Ordóñez, Paula, Bienvenida und Ponce da, lauschend und wartete bis aus der schwarzen Schwelle seines Mundes die Geschichte heraussprang, die Jürgen zu erzählen hatte.

Wieso die Zelle eingreifen musste, als Ich Baby Boo ermordet hat? Muss es einen Grund geben? Uns genügte nur die Tatsache, dass wir eingreifen mussten, um nicht Ich aus unserer Kontrolle zu haben. (...) Meinst du ehrlich, dass Lady Bee mit all dem was zu tun hätte? (...)

Die Hauptfassaden der Stalinbauten an der Frankfurter Allee wirken wie Mosaiken aus dem Pergamon, die noch leuchten, obschon sie schon einige Tesserae verloren haben. Aber dies merkt man nur, wenn man näher an sie heranrückt, wie bei einem impressionistischen Bild. Und wie bei einem Monet, sieht die Kehrseite der Leinwand genauso grau aus, wie wenn man z. B. das untere Stück der Liebigstraße entlang geht: halbzerbröckelte Hinterhoffassaden hinter solch sonnigen Kacheln, eine verlassene Werkstatt, verwaschene Deutschlandfahnen aus der letzten WM, unkultivierte Flächen, die überwucherter sind als die Grünflächen, die sich zwischen den Bauten und die Karl-Marx verteilen. Auf einer dieser Flächen, zwischen Frankfurter Tor und Weberwiese, habe ich sie nachts gehört. Ich weiß allerdings nicht, wo Ich mit Lady Bee zusammengewohnt hat und ob es schließlich dort war, in der Rigaer oder sonst wo. Woher sollte ich das wissen? Dass sie zusammen waren, ist allerdings klar. Und womöglich hat Baby Boo eine wichtige Rolle in dieser Beziehung gespielt, ab einem Punkt vor allem... Gut, zur Sache - die Herrschaften mit ihrem „Fahrscheine, bitte“ werden langsam zu nervös: das fehlte gerade noch, dass ein Schwarzfahrer in der U-Bahn noch was erzählen würde, nachdem er nicht bezahlt hat. Meinen Sie das ernst? Wussten Sie nicht, dass der Erzähler immerwährend ein Schwarzfahrer ist? Aua! Das hat weh getan. Nun muss ich mit halbem Mund weiter erzählen:

- Es ist schön, sich die Wolken anzuschauen.
- Wieso, Lady Bee?

- Sie formen sich um, bewegen sich und es ist als ob wir uns bewegen würden.
- Dabei bleiben wir stehen, Lady Bee.
- Wenn ich die Wolken sich umformen sehe, denke ich an Baby Boo...

Du wirst es kaum glauben. Wo wir hier stehen, war nichts: Wildnis. Sand, Gras, eine Mauer, zerfetzte Sessel und ein Fußgängerübergang, der nur dazu benutzt wurde, um ins Nichts der anderen Seite zu schnüffeln. Dies war ein Rand der Stadt, eine Brache wo sich, zwischen den Imbissbuden und Souvenirständen, Liebende trafen und andere Außenseiter. Danach stellte der Zirkus sein Zelt hier auf. Jetzt herrscht hier ein anderer Zirkus: wie aus dem Schwarzmarkt ist hier alles wie Börsenpapiere gestiegen, lauter Ziffern überall. Glas, Stahl, Backstein und lauter niemand, weil hier niemand sein soll, der nicht dazu dient, dass es niemand hier gibt. Laute Räder, lauter Blöcke. Schräge Linien, scharfe Winkel wie rostfreie Messer, von unten nach oben aufgestellt. Von oben herab fallen sie auf uns, wenn wir hinaufschauen.

Hier, in der Mitte, eine Uhr, bedroht von der Schneide des Price Gebäudes. Und unter der Uhr du, pünktlich wie der Tod.

- Endlich treffe ich dich! Na komm schon, setz dich doch, es gibt genügend Platz.
- *Danke.*
- Es war spannend dir zu folgen, aber jetzt bin ich bodenlos müde. Du hast mich wie ein Schiff ohne Steuermann über die ganze Stadt geführt und mich dabei halb wahnsinnig gemacht!
- *Für mich wars auch nicht einfach. Es ist nicht angenehm eine Geschichte zu erzählen, wenn man ständig spürt, dass du am kommen bist. Erzählen sollte man in Ruhe. Mit dir war es aber unmöglich.*
- Aber du hast mich so hektisch gemacht! Du hast genau gewusst, dass ich dir folgen würde. Und dann habe ich es gemacht, um einen Halt zu machen...
- *Also gibst du zu, dass du es gewesen bist... Deswegen hast du diese kleine Beschreibung in meiner Erzählung hineingeschlichen?*
- Ja. Und Andreas noch dazu erfunden.
- *Echt jetzt?? Das hatte ich überhaupt nicht gemerkt! Gratuliere... Aber wie bist du eigentlich auf die Idee gekommen?*
- Du hattest ja Baby Boo ermordet. In dem Punkt war ich ziemlich ratlos, und so habe ich mir eine Figur erdacht, um sie als Lot zu benutzen und mich in die Erzählung einzuschleichen. Ich erhoffte genau zu erfahren, was hier los war. Mein Experiment ist offensichtlich nicht gelungen, weil du vermutlich den Faden plötzlich (und wie ich jetzt sehe unbewusst) als unökonomisch empfunden hast, was ich sehr bedauert habe (dann habe ich die E-Mail geschrieben). Denn ich konnte es kaum fassen, als ich diese Grausamkeit beim ersten Lesen hinter mir gebracht hatte. Aber dann, als ich danach zum Text wiedergekommen bin, habe ich dich ertappt. Es ist dir womöglich entfahren, aber du hast doch gesagt: *Ich hielte diese Reglosigkeit nicht lange aus und stieß mit seinem rechten Fuß die Kiste ins Wasser hinein.* Da hatte ich deine Spuren wiedererkannt, obwohl du es ziemlich geschickt gemacht hast, zugegeben. Wir waren bis daher

so verwöhnt Ich als Eigennamen zu sehen, dass du mit uns ziemlich einfach spielen konntest. Da hast du dich ohne weiteres hineingeschlichen, hast du dich am Anfang des Satzes gestellt (natürlich großgeschrieben) und so konntest du in aller Ruhe Ichs rechten Fuß betätigen (denn du hast ja ganz sorgfältig Ich zum bloßen Objekt für die Angelegenheit gemacht!). Und somit hast du Baby Boo in den fiktiven Tod geschickt! Baby Boos ist ein Scheinmord!

- *Bist du sicher? Baby Boo ist tot, das kann ich dir versichern! Du überinterpretierst. Ich weiß schon, dass es einem schwer fällt, über einen Kindermord zu lesen. Dann stelle dir mal vor, was ihn zu schildern für einen bedeuten kann. Aber außerdem, wie kann ich eigentlich erzählen, wenn ich auf solche Kleinigkeiten ständig achten muss? Und wie kannst du überhaupt weiterlesen, wenn du nicht fort, sondern nach hinten liest?*

- Wie kann ich dir überhaupt trauen, wenn du immer Versteckspiele gegen mich treibst! Du führst mich einfach herum und ich bin so dumm, dass ich weiter lese, du... Scheißkerl!

- *Ich wollte dich aber verführen, nicht führen. Es stimmt: Ich hab von Anfang an versucht, so bald wie möglich zu verschwinden. Aber ich hab es deinetwegen gemacht: mein Erzählen sollte zwar Diktat sein, musste aber keine Diktatur werden!*

- Es ist aber nicht fair: du hast mich angelockt, Seite rauf und Seite runter und sagst jetzt, dass du mich nicht führen wolltest? Klar! Du hast mich nicht geführt, es war noch schlimmer: du hast mich entführt!

- *Der einzige der hier entführt worden ist, ist Ich gewesen. Diese ist die einzige Tatsache, neben Baby Boos Mord.*

- Mit Ich meinst du mich?

- Auch... *Ich meine, in unserer Wildnis sind wir beide Ich in einem gewissen Sinne. Besser gesagt: wir sind es geworden, indem wir uns ständig ich gesagt haben. Du mich und ich dich. Je nachdem wie du hinschaust, siehts anders aus: als du mich gelesen hast, hast du ich gemeint. Wenn du dich als ich sprichst, spreche ich auch mit...*

Eine blonde, ältere, aber noch attraktive Frau geht über den Platz, nah an den Verkehrsturm vorbei, wo heute nur zwei Personen sitzen. Sie geht langsam und es scheint als ob sie mit sich selbst reden würde. Ihre Gesichtszüge rufen Müdigkeit und Trauer hervor. Man könnte ruhig darüber spekulieren: wer ist sie? Ist sie eine Sängerin? Hat sie einen drogensüchtigen Lebensgefährten? Hat sie ihn und das Kind verloren? Hat man ihn ihr weggenommen? Hat es irgendeinen Sinn sich dies zu fragen? Denn jetzt bleibt sie stehen, wendet sich um, spaziert ihren Blick im Gewimmel herum, seufzt, bis sie inne hält, aufatmet und schreit:

Komm schon, Baby Boo!

Ein kleines Kind holpert über den Platz – plötzlich angefahren – der Stimme entgegen und am Verkehrsturm vorbei, wo die zwei Menschen, die da sitzen, mit erstauntem Mund auf ihn starren.

- Jetzt ohne Scheiß... Wer erzählt eigentlich hier?

- *Wer erzählte eigentlich dort?*

Dem Hasen nach

von Pierre Hermann

1 Der Unfall



Ich habe dieses Bild gezeichnet, als ich vier war. Schön, oder ? Ich habe es wieder gefunden vor 4 Tagen, als wir mein Zimmer aufgeräumt haben. Ich hatte total vergessen, dass ich es gezeichnet hatte. Ich weiss nicht genau warum, aber diese Zeichnung spricht mit mir mehr als alle diese Fotos. Sie stellen meine Eltern dar, wie ich sie mir vorstelle. Sie wundern sich, warum ich das erkläre. Ich habe keine Ahnung, das ist nur so. Ich wollte Ihnen diesen Gedanken mitteilen.

Nach zwölf Jahren in Halle ziehe ich jetzt aus. Ich werde mit meinen Großeltern in Berlin ab jetzt wohnen. Großbeerenerstrasse, 12. Ich kenne Berlin nicht gut. Ich war dort ein paar mal mit meinen Eltern, sonst kenne ich die Stadt nicht. Diese Straße liegt in einem Bezirk, der Kreuzberg genannt wird.

Oh, ich spreche und spreche und erkläre nicht, wer ich bin. Ich heiße Petra. Petra Schuhmann und ich bin zwölf Jahre alt. Meine Eltern sind vor 6 Tagen bei einem Autounfall gestorben. Opa und Oma werden sich um mich kümmern und ich kann nicht sagen, dass ich mich darüber freue. Ich muss meine Freunde verlassen, nach Berlin gehen und mit meinen Grosseltern leben.

Meine Oma heißt Eva. Ich weiß nicht genau, wie alt sie ist. Sie ist sehr streng mit mir und meinen Cousinsen. Deshalb fürchte ich, dass es echt schwer für mich sein wird, mit ihr zu leben. Wir dürfen mit ihr nichts machen : keine Süßigkeiten essen, kein Handy haben, nicht zu laut sprechen, und so weiter. Ich muss aber sagen, dass sie jetzt total anders ist. Ich war traurig, als ich sie gesehen habe, während sie weinte. Sie weinte viel wegen Mama. Und sie hat mich so stark umarmt, dass ich fast nicht mehr atmen könnte.

Opa Paul ist genau das Gegenteil. Er versucht immer, mit uns zu lachen. Er gibt uns Geld, um Kaugummis zu kaufen, und lacht, wenn Oma böse ist. Er hat nicht geweint. Oder jedenfalls nicht vor mir. Seine Augen waren sehr rot, als er angekommen ist. Sehr rot. Und gleichzeitig fragten diese Augen mich : „*Warum weinst du nicht ?*“

Warum ? Warum habe ich überhaupt nicht geweint ? Meine Tante Yvonne ist auch zu mir gekommen mit ihrem Mann Tobias. Tobias hat nicht geweint, aber sah so traurig aus. Aber Yvonne hat, denke ich, kein Wasser in ihrem Körper mehr. Sie könnte nicht mehr reden. Eigentlich könnte sie nichts mehr machen.

Also, ich habe nicht geweint. Als die Polizisten zu mir gekommen sind, hatte ich am Anfang nicht gut verstanden. Es war ein Unfall gewesen, sie brauchten die Telefonnummer meiner Großeltern und sie sind bei mir bis zur Ankunft von Opa und Oma geblieben.

Dann habe ich alles verstanden, weil sie alles meinen Großeltern erklärt haben. Meine Eltern haben einen Autounfall gehabt. Meine Mutter war sofort tot. Mein Vater ist auf dem Weg zum Krankenhaus gestorben. Ein LKW hat den Wagen meiner Eltern nicht gesehen, und weiß nicht-was-genau, da ich nicht gut gehört habe (Oma weinte schon sehr laut). Auf jedem Fall waren sie beide tot.

Natürlich war ich verwirrt und sehr traurig. Jetzt, wie ich es erkläre, sieht es so aus, dass ich überhaupt nicht traurig war. Es stimmt nicht. Ich war sehr traurig, auch wenn ich am Anfang das nicht geglaubt habe. Ich könnte sonst nicht weinen. Ich habe seit dem viel darüber nachgedacht. Bin ich unfähig zu weinen ? Als Cassis gestorben ist, habe ich viel geweint. Er war so süß zu mir, und ich wollte immer mit ihm spazieren gehen. Ich war sieben, als er gestorben ist, und danach habe ich nie mehr einen Hund gehabt. Was sicher ist, ist, dass ich keinen Hund mit Oma haben werde. Schade.

Aber denken Sie nicht, dass es komisch ist, dass ich wegen des Verlustes meines Hundes weine, und nicht wegen des Verlustes meiner Eltern ? Vielleicht denken Sie, dass ich gar keine Gefühle habe. Ich weiß es auch nicht. Ich denke nicht, dass ich ein Monster bin, das keine Gefühle haben könnte. Ich bin aber sicher, dass Oma das denkt. Weil sie auch gesehen hat, dass ich nicht geweint habe. Aber ihre Augen haben keine Frage wie Opa gestellt, sondern behauptet : „*Du weinst nicht !*“. Sie haben angeklagt.

Am nächsten Tag haben wir meine Sache gepackt. Ich bin nicht in die Schule gegangen, und Anna hat mir ein SMS geschickt : „*Warum biste nich da? Alles ok? Fr Lehmann is voll lätzend aber Stefan hat mir ne Blume geschenkt. Vises morgen. xox*“

Ok, das bedeutet : *Warum bist du nicht da ? Alles in Ordnung ? Frau Lehmann ist voll lätzend aber Stefan hat mir eine Blume geschenkt. Wir sehen uns morgen. Ich grüsse dich“.*

Anna ist meine beste Freundin, und ich werde sie vermissen. Opa hat mich gefragt, ob ich in die Schule gehen möchte, um tschüss zu sagen. Ich hatte aber keine Lust, so sind wir einfach am Abend nach Berlin gefahren. Tante Yvonne ist länger geblieben, um alles aufzuräumen.

Im Auto haben wir nicht gesprochen. Erst in Berlin hat Opa erklärt, dass sie noch keine Zeit gehabt hatten, um mein Zimmer vorzubereiten, aber dass wir es am Morgen zusammen machen werden. Oma hat plötzlich noch lauter geschluchzt.

Ich habe nicht sehr gut geschlafen. In diesem neuen Zimmer kannte ich mich nicht aus, und während der Nacht wusste ich nicht mehr, wo ich war. Ich hatte Angst vor Oma, Angst vor meiner neuen Schule, Angst vor Berlin, Angst vor vielen Dingen. Und ich habe einen komischen Traum gehabt.

2

Mein Traum

Ich bin in meinem Zimmer und spiele. Draußen ist es sonnig. Papa ist im Garten und schneidet die Hecke, Mama backt. Wie ein normaler Sonntag.

Jemand hat gerade geklingelt und ich höre Mama, die sich beeilt, um zu öffnen. Da ich neugierig bin, warte ich oben an der Treppen, um zu wissen, wer geklingelt hat. Ich kann nicht sehen, aber ich kann die Stimme hören.

Es ist ein Mann. Nein, zwei Männer. Ich versuche zu hören, aber ich verstehe nichts. Ich höre erst Mama, die sagt : „*Nein, ich kann nicht tot sein, da ich gerade einen Kuchen backe.*“

Anna ist mit mir und versucht auch zu verstehen, was los ist. Wir laufen runter und sehen, dass Papa auch jetzt in der Küche steht. Er sieht böse aus und sagt, dass er nicht getrennt von mir sein wird.

Im Backofen backt der Kuchen. Einen Schokoladekuchen. Er riecht nicht, aber sieht lecker aus. Die Polizisten sagen noch mal, dass ich nach Berlin ziehen muss, und Opa und Oma sind damit einverstanden. Anna hat ein komisches Gesicht : ihre Augen sind sehr groß und sie sieht traurig aus, aber unfähig die Tränen aus zu machen. Sie sagt mir :

„Wir werden zu spät in der Schule sein. Wir müssen jetzt los.“

Ich stimme dazu, grüße Opa und Oma und gehe raus. Es regnet viel und ich habe meine Jacke nicht mitgenommen. Wie blöd ich manchmal bin. Anna läuft. Ich erkenne jetzt die kleine Stadt an der Ostsee, wo ich mit Mama und Papa in Ferien war. Es regnet noch so viel. Und jetzt bin ich allein.

Wo ist Anna ? Wo sind sie alle ? Der dicke Crêpeverkäufer, der mir früher so Angst gemacht hatte, zeigt mir etwas im Hafen. Das Schiff fährt weg und auf dem sind Mama und Papa und auch Anna. Sie sehen mich, aber machen nichts. Sie sehen erst traurig aus.

Sie sind jetzt weg, zu weit. Ich kann nur das Schiff sehen, aber ich sehe sie nicht mehr. Es regnet nicht mehr, aber mein Gesicht ist nass. Opa gibt mir ein Taschentuch, damit ich mein Gesicht trocknen kann. Er lächelt, aber sagt nichts.

Plötzlich sehe ich Papa. Er ist weit weg, aber wenn ich laufe, kann ich ihn vielleicht erreichen. Er hat gerade eine Straße nach rechts genommen. Ich laufe so schnell wie möglich. Als ich in der Straße bin, sehe ich ihn an der Ecke einer anderen Straße. Er ist noch weit, deshalb laufe ich noch schneller. Ich kann nicht mehr atmen.

Ich laufe und laufe und laufe noch. Immer schneller, er ist immer erreichbar... und er rennt nicht. Ich renne jetzt. Ich erkenne die Straße, wo meine Großeltern wohnen. Papa ist vor der Tür des Gebäudes... und wartet auf mich ! Ich bin so froh, ich laufe langsamer, um Luft zu kriegen. Er macht mir die Tür auf.

Der Mann lacht mich an und es gibt etwas in seinen Augen, was ihn mir sympathisch macht. Seine Augen sagen mir :

„Hallo ! Willkommen bei uns. Wenn du Hilfe brauchst, werde ich da für dich sein.“

Er sagt aber nichts, er lächelt nur. Ich nehme die Treppe, und er ist nicht mehr hier. Ich fühle mich ein bisschen traurig, da er nicht mehr da ist. Oma und Opa unterhalten sich. Sie frühstücken und, als Opa mich sieht, kommt er in meine Richtung, und sagt mir, dass es Zeit ist um aufzustehen. Er murmelt meine Namen und wiederholt noch mal, sehr ruhig, dass es schon spät ist, und dass wir heute viel zu tun haben.

Opa ist sehr nah bei mir. Er fasst meine Haare an – wie Mama es machte – um mich aufzuwecken. Oma ist in der Küche und ich kann hören, dass sie das Frühstück vorbereitet.

Es riecht nach Schokoladekuchen.

Der weiße Hase

Die nächsten Tage habe ich viel gemacht. Ich habe jetzt eine neue Schule, eine neue Klasse, neue Bücher, aber... keine neuen Freunde. Ich bin in meiner Klasse seit einer Woche, und ich habe mit niemandem gesprochen. Und niemand hat mit mir gesprochen.

Ich vermisste Anna und meine ehemalige Klasse. Sie waren alle so nett zu mir. Aber hier, in Berlin, ist alles fremd. Der Lehrer, Herr Klaus, hat mich gefragt, warum ich so unhöflich mit den anderen war. Habe ich eine Ahnung ? Überhaupt keine ! Herr Klaus war sehr nett und ruhig, aber hat trotzdem gesagt, dass ich nach vorn sehen muss, dass ich mir hier mich Freunden machen muss. Ist es so leicht ?

Jetzt laufe im Treppenhaus, und ich muss die 3 Stock weiter hoch. Aber im ersten Stock ist die Tür angelehnt. Ich bin neugierig. Ich weiß schon, dass es schlecht ist, aber ich versuche zu hören, was in dieser Wohnung los ist. Ich höre aber nichts, außer meinem eigenen Atmen. Und mein Herz, das etwas schneller als normalerweise schlägt, da ich den Eindruck habe, dass ich etwas verbotenes mache.

Nach ein paar Minuten entscheide ich, dass ich zu Opa und Oma gehen muss. Und ich gehe. Aber meine Neugier ist zu stark. Ich laufe runter und versuche ein wenig mehr zu sehen. Es ist aber dunkel. Und noch lebenslos.

Ich darf nicht. Nein, ich weiß, was Sie denken. Und Sie haben Recht. Ich darf nicht. Aber ich kann es nicht verhindern und ich gehe rein. Und mache die Tür zu.

Es ist leer. Nein, das stimmt nicht. Es ist nicht leer, sondern als ob niemand hier lebte. Es gibt aber Möbel, und man könnte hier einfach leben, aber ... alles ist sauber, alles ist in Ordnung, und nichts durchbricht diese perfekte Harmonie, die eine stille Stimmung fordert.

Ich bin fasziniert. Mein Herz ist verrückt und ich habe den Eindruck, dass mich jemand bestrafen wird. Ich habe Angst, aber noch mal ist die Neugier stärker. Ich sehe Zimmer nach Zimmer, und sie sind alle leer. Ich befürchte immer jemanden zu treffen, aber niemand ist hier. In dem Kühlschrank gibt es ein paar Lebensmittel, die alt aussehen.

Und dann finde ich ein super Zimmer : die Bibliothek ! Bücher, viele Bücher überall. Ich lese nicht viel, aber dieses Zimmer hat etwas... ich bin wie hypnotisiert.

Ich nehme ein Buch : Kinder- und Haussmärchen von den Brüdern Grimm. Das Buch sieht alt aus und ich passe auf, um es nicht kaputt zu machen. Ich lese, das ist echt spannend. Geschichte über gute Könige und Stiefmütter, Prinzessinen und Prinzen, Hexen und Zauber, Zwerge und Kobolde. Ich lese Märchen nach Märchen und ich weiss, dass meine Großeltern auf mich warten, aber dennoch lese ich.

Als plötzlich sehe ich, dass ein Mann hier ist. Seit wann ? Keine Ahnung. Er hat keine Geräusche gemacht und bleibt ruhig jetzt, als ich ihn bemerkt habe. Er sagt nichts. Er guckt mich an. Ich habe den Eindruck, dass ich ihn schon gesehen habe.

Er zeigt mir ein Buch, und sagt :

„*Du wirst es lieben.*“

Es ist Alice im Wunderland von Lewis Caroll.

4

Blau gemacht

Was kann ich machen ?

Was kann ich machen, was kann ich machen, was kann ich machen ?

Ich muss wieder dorthin gehen. Ich möchte ihn sehen, mit ihm reden und lesen. Ich esse grade mit Opa und Oma. Sie waren böse, dass ich zu spät nach Hause angekommen bin. Aber ich höre sie nicht.

Ich gehe ins Bett, aber überlege immer noch, wie ich es schaffen kann, in die Wohnung des ersten Geschosses zurück zu gehen. Keine Lösung für heute abend, aber ich muss etwas für morgen finden.

Ich träume davon, eine Mischung zwischen diesen Märchen und dem Mann, und meine ehemaligen Freunde sind mit mir in meiner neuen Schule. Aber am Morgen ist alles konfus und ich habe noch keine Lösung gefunden, um zurück zum Lesen zu gehen.

Während ich frühstücke, sehe ich auf dem Tisch die Telefonnummer der Schule. Opa und Oma sind in der Küche und ich habe genug Zeit, um die Nummer in meinem Handy zu speichern.

„Ich gehe“ sage ich plötzlich.

„Moment mal, wir sind noch nicht fertig“ sagt Oma

„Macht nichts, ich kenn’ den Weg und kann allein gehen. Bis später !“

Sie haben keine Zeit, um zu antworten. Ich bin schon gegangen. Ich renne im Treppenhaus, und öffne die Tür der ersten Etage. Mein Herz schlägt sehr schnell. Aber in dieser Wohnung ist es noch ruhig, als ob niemand drin wohnte.

Wo ist er ? Ich brauche ihn, damit er meine Schule anrufen kann. Er ist nicht hier. Sc*****e ! Ach, wenn ich die Schule nicht anrufe, werden sie meine Grosseltern anrufen.

Was kann ich machen ?

Was kann ich machen, was kann ich machen, was kann ich machen ?

Ok, ich rufe sie an.

„*Schule Heinrich Mann, Frau Weber.*“ sagt eine weibliche Stimme

„*Guten Morgen. Eva Stein am Telefon. Ich rufe Sie an, da meine Enkelin Petra Schuhmann heute zu krank ist, um in die Schule zu gehen*“, sage ich, als ich versuche, die Stimme einer alten Frau zu imitieren.

„*Danke Schön Frau Stein. Ich sage es dem Lehrer.*“ und sie hängt auf.

Ich kann es nicht glauben. Sie hat gedacht, dass ich wirklich meine Grossmutter war.

Ich sitze in dem Sofa und fange an Bücher zu lesen. Nach einer Stunde kommt er und wir sprechen zusammen, wir lesen zusammen, wir lachen zusammen.

5

Ade Wolfgang, Hallo Kerstin

Die Zeit läuft zu schnell mit ihm. Am Abend gehe ich nach Hause und ich tue als ob ich einen normalen Tag in der Schule gehabt hätte.

Am nächsten Morgen und auch am übernächsten Tag rufe ich wieder die Schule an und erkläre, dass die arme Enkelin die Grippe hat. Und ich verbringe meine Zeit in der Wohnung des ersten Geschosses und lese und spreche.

Der heißt Wolfgang. Er ist vielleicht 30 Jahre alt und arbeitet nicht. Er mag mit mir über die Bücher sprechen und lacht immer. Er sieht aber manchmal traurig aus. Sonst fühle ich mich gut mit ihm, bequem, geschützt.

Er spricht immer sehr leise und zeigt mir die guten Bücher. Er wiederholt die schwierigsten Sätze, einmal, zweimal, mehrmals... so oft wie nötig. Ich habe den Eindruck, dass Wolfgang immer da für mich war.

Manchmal erinnert er mich an Papa.

Seit drei Tagen bin ich nicht in die Schule gegangen. Aber hier ist es viel besser. Und draußen sorgt sich niemand um mich. Was für einen Unterschied macht es ?

Wolfgang liest mir den Kleinen Prinzen vor. Draußen ist es schon dunkel und ich muss bald zu Opa und Oma gehen. Ich bin aber jetzt auf dem Sofa mit Wolfgang so bequem, dass ich nicht gehen kann.

Er erzählt mir die Geschichte mit dem Fuchs und die Freundschaft zwischen dem Prinzen und dem Fuchs. Meine Augen sind zu. Ich schlafe fast.

„Ich mag diese Geschichte auch!“

Ich schrecke auf. Wer ist das ? Diese weibliche kindliche Stimme ?! Ich sehe sie. Ich erkenne sie. Kerstin, die auf meiner neuen Schule ist. Sie guckt mich mit grossen Augen an.

Wolfgang ist weg. Wo ist er ? Und die Wohnung sieht jetzt so leer aus. Außer dieser Bibliothek und dem Sofa gibt es fast nichts.

„Ich bin gekommen, weil ich dir deine Hausaufgabe geben wollte. Ich wohne nicht weit von hier und Herr Klaus hat mir deine Adresse gegeben.“

Ich bin verwirrt. Ich verstehe nichts mehr.

„Und ich habe deine Stimme gehört und die Tür war geöffnet.“

Ich kann mich nicht bewegen, ich bleibe auf diesem alten Sofa. Sie kommt zu mir und nimmt das Buch, das auf den Boden gefallen war. Sie gibt es mir. Wir sagen nichts. Ich weiß nicht, was ich sagen könnte.

Dann sagt sie, was für Hausaufgabe ich machen muss. Sie sagt auch :

„Ich kann dir helfen, wenn du willst. Der Lehrer hat uns gesagt, dass du krank bist. Du siehst aber gesund aus. Wir haben uns Sorgen gemacht. Ich glaube, dass Philip dich gern mag, weil er immer über dich spricht.

Ich mag auch lesen. Vielleicht können wir uns Bücher tauschen ?

Wer wohnte hier ? ...“

Und sie spricht und sie spricht. Ich höre nicht mehr. Ich fühle mich irgendwie gut, aber ich fühle Tränen, die auf meinen Backen perlen. Sie sind warm.

Kerstin guckt mich an, nimmt meine Hand, und fragt :

„Deine Eltern... du vermisst sie ?“

Und ich weine noch mehr. Aber ich bin nicht mehr allein.

“Before her was another long passage, and the White Rabbit was still in sight, hurrying down it”

(Alice's Adventures in Wonderland – Lewis Caroll)

“L'essentiel est invisible pour les yeux, on ne voit bien qu'avec le cœur” (Le Petit Prince –

Antoine de Saint-Exupéry)

“Und sie lebten in lauter Freude zusammen” (Hänsel und Gretel – Brüder Grimm)

**7 Werke
und ein Nachwort von Jens Loescher**

Das Telefongespräch

Unsere erste Aufgabe bezog sich auf den Impuls, dass wir zwei Figuren hatten, die jeweils ein Geheimnis verbargen. Eine der Figuren ruft die andere mitten in der Nacht an.

Jared

Das Telefon klingelt bei Wolfgang. Die Zeit, obwohl spät, ist egal. Wichtig ist nur, dass es mitten in der Nacht ist und dass Wolfgang weder schläft noch im Bett ist. Wie immer. Er sitzt im Sessel neben dem Fenster. Er erwartet nichts, keinen Anruf, keine wichtigen Gespräche mit wichtigen Leuten. Es ärgert ihn gestört zu sein. Wer ruft so spät an?

Er geht ans Telefon.

W: „Ja? Wissen Sie schon, wie spät es ist?“

S: „Ja. Das weiß ich schon. Entschuldige.“

Sie Schweigen.

W: „Also, haben Sie was zu sagen oder rufen Sie nur einfach mal an, um zu sehen, was hier so spät in der Nacht los ist?“

S: „Ich hatte eigentlich eine Frage und hoffte, dass Sie mir eine Antwort geben könnten“

W: „Kenne ich Sie?“

S: „Hm. Das kann ich Ihnen eigentlich nicht sagen. Ich kenne Sie aber ob Sie mich auch kennen, ist nicht so klar.“

W: „Und warum sollte ich auf Ihre Frage hören? Warum ist das jetzt so wichtig? Wissen Sie, dass man jetzt schläft.“

S: „Aber Sie nicht, oder? Wann haben Sie letztens die ganze Nacht durchschlafen können? Wissen Sie es noch?“

W: „Wer sind Sie bitte?“

S: „Ich kann nämlich auch nicht schlafen. Jede Nacht lege ich mich hin, ohne je einzuschlafen. Ich liege die ganze Nacht dort und denke dran, wie es ist, dass ich nicht schlafen kann. Warum schläft man nicht ein? Was hindert das? Wissen Sie?“

W: „Das kommt mir jetzt alles etwas blöd vor. Ich kenne Sie überhaupt nicht und will meine Zeit nicht mit Ihnen verschwenden. Ich lege jetzt auf und bitte nicht mehr anrufen, ja?“

S: „Warten Sie einen Augenblick. Sie haben gar nicht gefragt, wie ich Sie kenne. Wollen Sie das nicht wissen?“

W: „Naja, ehrlich gesagt weiß ich nicht, ob es sich lohnt so eine Verrückte wie Sie selbst zu kennen. Jetzt ---,“

S: „Ahso. Eine Verrückte wie ich. Verstehe. Na dann, ich sag's Ihnen, was bei mir wirklich los ist. Es geht nicht darum, dass ich verrückt bin. Es geht eher darum, dass ich es nicht mehr ertragen kann....“

Sie schweigt.

W: „Bitte?“

S: „Ich kann es nicht mehr ertragen....“

W: „Also, ich lege jetzt wirklich auf. Auf Wie---,“

S: „Ich habe Sie geliebt.“

W: „Sie haben mich geliebt? Hm, aber nicht mehr?“ Er lacht. „Das ist ja ziemlich lächerlich...“

S: „Nein. Nicht mehr. Und das kann ich nicht mehr ertragen.“

W: „Dass Sie mich nicht mehr lieben?“

S: „Ja. Genau.“

W: „Warum erzählen Sie mir das jetzt? Was hat das denn mit mir zu tun, wenn Sie mich überhaupt nicht mehr lieben? Was nützt das denn? Verstehen Sie? Sie verschwenden doch UNSERE Zeit. Meine und auch Ihre eigene. Wenn Sie über mich weg sind, dann lassen Sie es einfach mal und ---,“

S: „Ich fürchte, Sie kapieren nicht, was ich wirklich sagen will. Ich ---“

W: „Ich bitte Sie. Lassen Sie es mal. Nützt das etwas?“

S: „Ja, es nützt was. Ich will, dass Sie wissen, warum ich Sie nicht mehr liebe. Aber erstmal meine Frage. Wir sind immer noch nicht auf meine Frage gekommen. Darf ich sie jetzt stellen?“

Er seufzt.

S: „Ich muss eins wissen. Haben Sie jemanden jemals in Ihrem Leben geliebt? Also, wirklich so? Haben Sie jemanden jemals wirklich RICHTIG geliebt, leidenschaftlich geliebt, unsterblich geliebt? Schmerhaft ge---,“

W: „Schon klar, was Sie meinen. In meinem Leben gab es kaum Zeit für Liebe. Ich habe noch nie wirklich daran gedacht.“

Sie Schweigen.

„Da haben Sie jetzt Ihre Antwort, oder? Sind wir fertig damit?“

S: „Das habe ich ja...erwartet. Ich musste es mir eben vergewissern. Ich musste das klären.“

W: „Sie haben gehofft, dass ich Sie geliebt habe?“

Diesmal lacht sie.

S: „Nein. Darum geht es nicht. Ich habe Sie nicht geliebt, weil ich dachte, Sie liebten mich auch. Ich habe Sie geliebt, weil ich Sie liebe. Das ist das Wahrste meines Lebens. Sie waren meine erste Liebe und werden auch meine letzte sein. Ich verstehe es genau so wenig wie Sie aber es war mir immer klar, dass ich Sie liebte und dass diese Liebe wahr war.“

W: „Meinen Sie dann, dass das wirklich Liebe ist? Wenn man auch nicht gleichzeitig geliebt wird, heißt das dann Liebe?“

S: „Sie haben wirklich niemanden geliebt. Das sehe ich jetzt noch klarer. Ich glaube, ich kann Sie jetzt endlich verge---,“

W: „Warum lieben Sie mich nicht mehr?“

S: „Hm. Wollen Sie das wirklich hören? Verstehen Sie, was dabei passieren könnte?“

W: „Keine Spiele bitte. Antworten Sie mir nur“

S: „Jedes mal, dass ich Sie gesehen habe, hab ich Ihnen in die Augen geschaut um zu versuchen Sie zu sehen. Ich wollte natürlich auch, dass Sie mich sehen würden. Das haben Sie aber nicht. Aber es ging nicht darum. Ich liebte Sie trotzdem. Ich dachte, Sie würden irgendwann anfangen zu sehen, herumzuschauen, sich zu entspannen und das Leben zu genießen. Und jedes mal, dass wir zusammen waren, unter anderen Kollegen, unter Patienten, unter uns, haben Sie mich jedes mal ganz höflich angesprochen. Sie haben aber nicht mit mir gesprochen, sondern mit Ihnen selbst. Sie sagten die Sachen, die von Ihnen zu erwarten sind. Sie wollten nur, dass alle hörten, wie höflich und wie sympathisch Sie waren. Aber ich liebte Sie trotzdem weiter. Und dann habe ich Sie einmal weinen gesehen und ich liebte Sie mehr denn je. Sie sind ja etwas durchschaubar, muss ich sagen. Sie wollen das natürlich nicht aber Ihnen hat das nie gelungen es zu vermeiden immer unschaubar, unverletzlich zu sein. Ich habe Sie geliebt, weil Sie es so gebraucht hätten, weil ich mit Ihnen sehen könnte, weil ich Sie trösten wollte, weil ich Sie *kannte*.“

W: „Aber---“

S: „Aber dann habe ich Sie gesehen, als Sie einmal im Spiegel im Flur geschaut haben. Sie haben mich auch gesehen, als ich Sie angeschaut habe aber Sie haben mir da komischerweise nichts gesagt. Wir waren alleine und es gab niemanden, vor dem Sie etwas vorspielen mussten. Sie waren nicht unhöflich. Sie waren nicht böse. Aber wie Sie im Spiegel geschaut haben, hat mich erstaunt. Sie haben sich *so gehasst*. Mit einem so furchtbaren Hass, dass ich wegschauen musste. Aber ich habe da endlich gesehen, als ihre Augen auch endlich etwas gesehen hatten. Zum ersten Mal waren Ihre Augen offen und groß und voller Schmerz. Ich glaube, Sie sehen nur sich und zwar nur wenn Sie im Spiegel sehen. Was Ihre Augen da gesehen haben, hat Sie auch erschreckt. Aber Sie konnten nicht wegschauen. Sie mussten schauen. Sie sind das. Sie sind dieser gehasste Mensch. Sie mussten mit dieser Figur im Spiegel leben und das konnten Sie nicht leiden. So unmöglich war das Ihnen, dass es Ihnen ganz deutlich physikalischen Weh tat. Sie haben sich sozusagen selbst verletzt.“

Sie schweigt.

W: „Ich verstehe nic---“

S: „Und da habe ich aufgehört Sie zu lieben. Es tut mir leid aber ich konnte nicht mehr. Diese Augen, die ich so durchschauen wollte; diese Augen, die ich dachte, mich irgendwann endlich sehen würden, waren voller Hass. Solche Augen will ich auch nie wieder sehen. Ich habe vor

Ihnen niemanden geliebt und dass ich jetzt aufgehört habe Sie zu lieben, kann ich einfach nicht mehr ertragen, weil ich weiß, dass ich nie wieder lieben werde. Das müssen Sie wissen. Sie müssen wissen, dass Sie mal geliebt wurde aber nicht mehr. Sie müssen verstehen, dass ich auf Sie gewartet habe aber nicht mehr. Sie müssen verstehen, dass Sie diese Sache mit Ihnen selbst klären müssen. Als ich das, diesen Hass, diesen Schmerz, dieses Ich in Ihnen gesehen habe, hat die Liebe in mir einfach abgeschaltet. Das tut mir furchtbar leid aber da Sie das jetzt wissen, können Sie vielleicht etwas damit anfangen.“

W: „Anfangen?“

S: „Ich weiß nicht, warum Sie sich hassen oder was Ihnen so furchtbaren Leid tut aber wissen Sie, dass wir alle schmerzen? Vor Ihnen war ich auch alleine, verwirrt. Aber dann habe ich bei Ihnen gesehen und verstanden, dass ich nicht allein sein musste, dass ich Sie liebte! Wissen Sie? Ich habe Sie geliebt! Mein ganzes Leben habe ich mich auch so gehasst. Irgendwie sah ich das aber bei Ihnen nicht mehr. Ich sah jemanden, der zu lieben war. Plötzlich. Alles auf einmal. Bei Ihnen. Verstehen Sie? Bei Ihnen. Nur bei Ihnen. Aber dann habe ich wieder diesen Hass in Ihnen entdeckt. Deswegen musste ich wegschauen, deswegen habe ich mit der Liebe aufgehört. Deswegen ertrage ich es nicht mehr.“

Sie hielt ihr Atmen ein.

„Und wenn das Ihre letzte Frage ist, dann habe ich nichts weiteres zu sagen. Sie verstehen's immer noch nicht. Es tut mir leid. Ich ertrage es nicht mehr. Ich muss los. Danke, dass Sie mich ausreden gelassen haben. Sie haben sehr gut auf meine Frage geantwortet. Vielleicht werde ich jetzt endlich Ruhe finden.“

W: „Warte mal – Wie weiß man, wenn man liebt? Wie kann ich das beurteilen? Was ist Liebe genau? Warum haben Sie mir nichts vorher gesagt? Bitte warten.“

Stille. Die Frau hatte schon aufgelegt.

Wolfgang legt sich hin und weint und weint und weint; er weint, bis er endlich einschläft, erschöpft von den Gefühlen, von dem Stress, von seinem Leben, von seinem Hass, von seiner Verwirrung. Er wird von einem Klingeln geweckt. Das Telefon. Er geht sofort daran.

W: „Sind Sie das??!?“

Ton und Farbe

Das folgende Bild haben wir alle als Grundmaterial benutzt, um über Ton und Farbe zu arbeiten. Firuza liefert uns ihre Geschichte.



Firuza

Es ist interessant, wie ruhig und wie gelassen die Menschen sein können... das Schönste ist, dass sie einfach nichts ahnen, und ihre Zukunft ist in meiner Macht... arme Würstchen, ihr habt keine Ahnung und keine Rettung... Aber diese Frau soll den sechsten Sinn haben, sonst hätte sie nichts rotes an. Knallrote Kleidung, Weinrote Sessel.. Schöne letzte Minuten, und immer abgesparte letzte Worte... Die Frau wird weinen, heulen, schluchzen, aber es ist Zeit, die Schuld zu sühnen. Glücklich sind sie nicht, schon getrennt, so dass meine Einmischung dieser Liebesgeschichte eine sehr tragische Endung verleihen wird. Ich bin blass ein Mittelsmann, der einem getroffenen Herzen zwei andere als Opfer bringt. Das eine wird verbluten, das andere wird das Erste immer vermissen. Obwohl sie ihn nicht mehr lieben muss. „Versuchten Küsse, als ob nichts sei...“ Genau dieselbe Geschichte. Und man kann sich einfach die letzten Melodien anhören, so tröstend und harmlos klingen sie in dem trüben Licht, wie eine Kerze prasselt vor ihrem Erlöschen, und die matten Wellen des Feuers ausgehen. Er soll für alles bezahlen, er hat so viel betrogen. Und sie liess sich leicht betrügen, und die anderen, die mit ihm waren. Nun spielt sie die Melodie, welche sie immer an diesen Abend erinnern wird, welche so tief ins Herz durchsickert und es beben lässt... So ist es – das Leben ist wie ein Feuer – man zündet es an, es brennt rot, dann blau, und am Ende geht alles aus. Jetzt komme ich an die

Reihe, ich lösche diese Flamme aus. Der letzte Ton klingt, der erste Abschlußknall kracht. Ich brenne darauf, diese Musik bis zur Lautlosigkeit zu verbrennen.

Die Taxigeschichte

Diese Arbeit hat gefallen, da vier Studenten für sie sich entschieden haben. Corentin, Diane, Elena und Javier.

Als Material hatten wir die drei folgenden Sätze, die wir in unsere Geschichte benutzen sollten.

- *Mann und Frau stehen an der Strasse*
- *Ein Taxi Kommt*
- *Die Frau steigt ein*

Corentin

Mann und Frau stehen an der Strasse

Ein Taxi kommt.

Die Frau steigt ein.

Sie setzt sich, und sagt dem Fahrer sofort, dass sie keine Zeit zu verlieren hat.

Der Wagen fährt direkt ab.

Die Frau sieht ihren Bruder an, der noch darauf wartet, dass sie weg ist. Er bleibt in der Strasse, ungerührt. Sie hat auf eine Reaktion von ihm gehofft, aber wie immer zeigt er keine. Nie wird er eine Reaktion zeigen. Auf seine Gefühlslosigkeit ist er zu stolz.

Jetzt kann sie ihn nicht mehr sehen. Sie kann endlich weinen. Sie weint.

Er wird immer derselbe bleiben, denkt sie. Jetzt ist er bestimmt noch am Warten, um sich zu versichern, dass sie nicht zurückkehren wird. Von seinem Charakter wird immer ihre ganze Familie leiden, und vor allem sie, die ihn so gut kennt. Wieso sind sie Geschwister? Ohne ihn wäre sie zufrieden gewesen...

Der Fahrer sieht ihr weinendes Gesicht im Rückspiegel. Er überlegt sich, ob er nicht mit seiner Passagierin reden müsste. Sie sieht so traurig aus, als ob sie sich bald umbringen würde.

Endlich spricht er, mit zögerlicher Stimme: „So eine schöne Frau dürfte nicht so traurig sein...“

Sie antwortet nicht. Sie hat ihn nicht gehört. Auf keinen Fall will sie hören, was er gesagt hat. Auf keinen Fall will sie hören, dass dieser unbekannte Mann ihrem Bruder zustimmt.

Ihre Tränen strahlen noch schneller. Wieso wollen alle, dass sie glücklich ist?

Diane

Die Dame in Rot ging durch die dunkle, enge Straße. Sie dachte über die letzten Tage, und was sie jetzt machen musste. Es war besser nicht zu denken.

Es war besser nichts zu machen. Aber sie musste. Eine schwarze Katze sprang von einem Zaun herunter und kreuzte ihren Weg. Sie stoppte.

Was sollte sie jetzt tun? Eine schwarze Katze bedeutete Unglück. Sie machte einen Schritt zurück. Aber heute war nicht der richtige Tag fürs Zweifeln, sie machte ein Schritt vorwärts, ihr roter Mantel zitterte im Wind. Die schwarze Katze saß auf der Straße und schaute sie an.

In einem Zimmer sitzt ein Mann. Seine rauen Hände bewegten sich von Bild zu Bild. Er hat einen alten Anzug an, derselbe den er am Tag seiner Hochzeit trug. Er nahm ein Foto und sein Gesicht erleuchtet im Lächeln und er sah wie ein Kind aus.

Warum wollte sie ihn noch unbedingt heute sehen? Es war dunkel und kalt. Genau so, wie es am letzten Tag war, an dem er mit seiner Frau gewesen ist.

Er nahm ein anderes Bild in die Hand, "welche soll ich mitnehmen?" Sie hatte ihn gebeten, noch eine Geschichte zu erzählen. Aber welche, welche mochte er am liebsten?

Alle waren ein Teil seines Lebens.

Die Erinnerungen ermüdeten ihn manchmal. Die Gedanken kamen zurück. Kurze Tage...Was würde er geben ihre schwarzen Augen noch einmal zu sehen, schwarze wunderschöne Augen. Fast solche, wie die, die die Dame in Rot hatte. Das war auch der Grund warum er ihr nie nein sagen konnte. Er nahm ein Bild vom Schrank und ging aus dem Zimmer, aus dem Haus, in die dunkle, enge Straße.

Das ist mein Traum. Ein Traum, der mich erschreckt. Ein Zimmer ohne Wände...Eine Straße ohne Gebäude. Es sieht sicher aus, aber es ist nicht so...in meinem Traum

Das ist mein Traum-eine Straße. Dunkel, eng...

Eine Dame in Rot steht da. Ihr roter Mantel fällt in der grauen Umgebung auf und bewegt sich leicht im Wind. Ein Mann kommt ihr entgegen. Er bewegt sich langsam. Sie hat es vergessen, wie langsam er jetzt war und sein Körper war kleiner, und nach vorne gebückt.

Er kam zu ihr und küsste sie. Die Luft füllte sich mit dem Geruch von Tabak und Whisky. Er sollte nicht trinken... MANN UND FRAU STEHEN AN DER STRASSE.

Er zeigt ihr das Bild. Sie schaut weg, man konnte Tränen in ihren Augen sehen, wunderschöne, schwarze Augen, jetzt füllten sie sich mit Tränen.

Er fing an zu sprechen...er erzählte die schönste Geschichte seines Lebens. Sie hatte schon vergessen, wie blau seine Augen waren. Er schaute sie an, wunderte sich warum sie so distanziert war, warum sie ihn nur auf der Straße treffen wollte, warum sie so traurig war...

Sie sah trotzdem hübsch aus und der rote Mantel bewegte sich im Wind.

Die schwarze Katze lief wieder, sie zitterte

Wieder Pech. Er kam näher, sie umarmt ihn, und sagte leise.."Ich habe gelogen" EIN TAXI KOMMT "ich habe gelogen, und du würdest nie wissen, was Wahrheit ist und was Lüge ist, genau so wie in deinen Geschichten"

Er nahm einen tiefen Atemzug....

DIE FRAU STEIGT EIN...

Ihr roter Mantel, sein rotes Blut...Das Blut ist noch warm an ihren Händen...die Hände, die riechen jetzt nach Tabak und Whiskey...auch ihr roter Mantel, Blut...

Er sollte nicht trinken.

Sie fühlte keine Schuld, das Taxi verschwand hinter einer Ecke, ihre schmutzige Hand griff zu der Tasche ihres Mantels. Sie hat es! - Das Bild! Sie wusste, er würde dieses wählen. Sie schaute zurück, die Katze saß noch da.

Ich laufe. Traum. Ich wache nicht auf. Ich kann nicht aufwachen. Ich stehe auf einer kalten Strasse. Der Wind bringt Angst. Ich schreie" Es ist nur ein Traum!!!!"

Sein altes Gesicht in meinen Händen. Ich habe vergessen, wie blau seine Augen waren. Mein roter Mantel zittert im Wind.

Das Ende....Traum, kein Traum...Rot -Blau....Jetzt-Dann...Wahrheit-Lüge....Frau-Mann...noch einmal der Anfang....

Elena

„Aufwiedersehen!“ – das war das letzte Wort, das ich von ihr hörte nachdem sie die Tür des Taxis mit einer energischen Handbewegung schloss. Ein leichtes Geräusch entstand plötzlich und ein von ihrer roten Jacke runder Knopf fiel auf den Boden. Sie bemerkte es nicht, aber ich lief so hastig ich konnte und hob ihn auf. Bevor ich ihn in meiner Hosentasche steckte, beroch ich ihn.... Ihr Parfüm war in diesem Knopf so stark imprägniert, dass es mir ihr Gesicht, ihr Lächen und ihre beleibten Lippen nahelagen. Nach diesem Augenblick, der mich an so viele gute Momente erinnerte, entschloss ich mich loszulaufen. Ich sah in der Ferne wie das Taxi an der roten Ampel hielt und mit meiner rechten Hand nahm ich den roten Knopf heraus und starre ihn an. Ein Wiedersehen sollte nicht in Frage kommen; sie hatte das schon einmal gesagt, aber irgendwie konnte und wollte ich sie nicht verstehen. Jetzt war es so weit, sie war schon weg und obwohl ich meinen Augen nicht trauen konnte, dachte ich, es war das Beste für beide. Sie würde ein neues Leben anfangen, ein Leben, das ihr viele neue Gelegenheiten bieten würde, es handelte sich nämlich um einen Platz in der europäischen Kommission.

„ Ein Expresso, bitte!“ Diese Cafeteria fand ich gemütlich, mit ihren frisch angestrichenen Wänden und ihrem Geruch nachrichtigem starken Kaffee. Während ich von meinem Koffer ihren Brief herauspackte, hörte ich das Lied, das sie jeden Morgen in ihrem Schlafzimmer sang. Der Brief erzählte nicht neues: „ Ich werde dich vermissen, aber wir werden uns nicht aus dem Auge verlieren, glaub mir“ ... „ Dasselbe alte Lied“, dachte ich und zerriss das Blatt in vier gleiche Stücke. Sofort trank ich den Kaffee von einem einzigen Schluck und verließ die Cafeteria. Es fing zu regnen an, doch den Regenschirm hatte ich ihr vorausschauend verschenkt, deshalb schlug ich den Mantelkragen hoch und ging los.

Die rechte Hand in der Hosentasche streichelte den roten Mantelknopf doch nur bis zum nächsten Papierkorb. Dort hielt ich an, beroch ihn zum letzten Mal und mit einer zitternden Hand warf ich ihn hinein.

„ Aufniewiedersehen!“, dachte ich und lief weg.

Javier

Raszinski blickt abwechslungsweise zum Straßenpflaster und auf die Wand, die vor ihm steht, als ob er die Leere in all ihrer Dynamik verstehen wolle.

Die Taxis in Madrid sind weiß und ein roter Strich ist an ihren Vordertüren quer gemalt. Raszinskis Gesicht ist weiß und ein kleiner roter Fleck beschmiert seine linke Wange. In seiner Kopfbewegung – Pflaster, Wand, Pflaster, Wand – wird auf einmal ein Halsschwung hektischer und seine Augen treffen sein Gesicht auf einem schwarz verfinsterten Schaufenster.

Halt! Da ist was!

Vorsichtig steigt die linke Hand über den frisch gebügelten Anzug, stolpert über die Nelke, die bald einen Herzschlag bekommen könnte, springt über den mit Krawatte gebundenen Hals und trifft die linke Wange beim roten Fleck. Die Farbe löst sich allmählich auf und verteilt sich vom geöffneten Gebiss bis zur gerunzelten Stirn.

Ein Postverteiler wirft ihn um. Raszinski lacht sich Tod. Man ruft die Polizei.

Wieso?

Man muss einen Grund haben!

Kann es ein Grund dafür geben?

Natürlich, Herr... Psychologe!

Zum Beispiel?

Was für die Armee machen, das Land retten!

Kann man überhaupt ein Land retten?

Natürlich!

Aus Natur meinen Sie...

Wie bitte, Herr Psychologe?

Es ist naturgemäß, dass ein Land rettbar ist. Klar, es hat ja eigentlich ein eigenständiges Leben, sogar Untertanen und Soldaten noch dazu! All das hat ein Land!

Moment mal, Herr... Sind Sie wirklich nur Psychologe?

Sind Sie nur ein Soldat, Hempel?

Sonntag, 23. Oktober

Sonniger Tag in Madrid. Ein Glück nach der Regenwoche in Berlin.

Essen mit K. in La Galette. Barocke Musik. Barock, wie unsere „Beziehung“. Hatten eine nette Unterhaltung, aber es bleiben nur Worte zwischen uns...

Wie es sein mag... Spaziergang durch den Retiro. Herrliche Farbe im Laub. Als ob die Kastanien von der Sonne braun gebrannt gewesen wären... Das Gespräch floss von einem Thema zum anderen und ich hatte das Gefühl, dass wir beide DAS Thema vermeiden. Wie lange noch? Wird es immer so sein?

Kaffee beim Kiosk am Estanque. Der hat uns wacher gehalten. Wenn wir ständig wacher werden, scheint mir ein Traum unmöglich. Wobei ich bei ihm merke, dass etwas los ist: ihm fielen die fachlichen Worte nicht so schnell ein. Nicht wie damals...

Nach der Puerta de Alcalá hatte ich es schließlich satt. Hab ein Taxi angehalten. Und da bin ich geplatzt: ich konnte mich nicht mehr beherrschen und hab ihn auf die Wange geküsst. Der erste Kuss seit Martin fehlt...

Als das Taxi abgefahren ist, habe ich ihn durch die Hinterscheibe gesehen. Er stand da, ohne sich zu regen, als ob er von einem Blitz geschlagen worden wäre. Habe ich es falsch gemacht? Aber, Gott, es fehlt uns die Vertrautheit weil uns die Worte trennen! Wieso bin ich zu seiner Praxis gegangen, als ich das von Martin erfahren habe?

Ich muss mich morgen mit ihm nach der SGAE treffen und über all das reden. Sonst werde ich wahnsinnig!

Hoffentlich ist es nicht zu spät...

In Madrid soll gestern, polizeilichen Informationen zufolge, der erste Fall von der Lach-Seuche registriert geworden sein. Ein deutscher Bürger, K.K., ist mitten auf der Alcalá Straße ums Leben gekommen. Laut einigen Zeugen ist Herr Dr. Psych. K. von einem Postverteiler überfahren worden, und zu Bode gefallen. Darauf hatte er mit einem furchtbaren Lachen reagiert. Kurz danach lag er tot auf dem Bürgersteig.

Diese Lach-Epidemie, die seit einigen Monaten Nord-Europa belagert, verbreitet sich durch Küsse, heftiges Handschütteln, liebevolle Umarmungen und einige Freundschaftsgesten. Bis jetzt hat man es mit einer Änderung der Menschenbeziehungen der Nordeuropäer verbunden, die von den fremden Bräuchen, die von denjenigen die vom Urlaub auf Mallorca bzw. Karibik zurück gekommen sind, verursacht worden sind.

Dieser neue Fall auf einer südländische Stadt stellt diese Theorie in Frage, und unterstützt zugleich die Hypothese, nach der die Lach-Seuche als natürliche Reaktion auf die bisherigen Maßnahmen der Großen Koalition entstanden worden sind. Diese Erklärung wird jedoch von Brüssel als reine Spekulation heftig abgelehnt. Ob dieser Fall die Sache ändern könnte, wird zumindest von vielen bedacht.

Mit müdem aber zugleich beunruhigtem Gesicht, tritt sie aus dem Haus. Sie nimmt ein Handy aus der Handtasche, die sie trägt. Nach einer Weile versteckt sie den Apparat unter ihren braunen Haaren, nimmt ihn aber Sekunden danach mit verblüffter Miene von dem Ohr ab. Sie eilt dann die Straße rauf, geht über die nächste Querstraße rüber und läuft an einem mit Granit gebauten Gebäude entlang. An der Ecke bleibt sie plötzlich vor einem Kiosk stehen. Sie guckt auf einen Stapel Zeitungen. Sie reicht dem Verkäufer ein paar Münzen, nimmt hastig eine Zeitung aus dem Haufen, macht sie auf und liest darin. Ihr Gesicht nimmt die Farbe vom Gesteine auf. Dann lacht sie sich Tod.

Der Plot

Für diese Hausaufgabe sollten wir einen Plot durch drei Sätze definieren, und damit drei Geschichte schreiben, wo die Ordnung dieser drei Sätze geändert wird. Mit die drei Sätze A, B und C haben wir dann die Geschichte mit ABC, mit BCA und mit CAB geschrieben. Pierre hat damit eine Science-Fiction Novelle geschrieben.

Pierre

1. Er wartet auf dem Gleis mit Blumen
2. Der Zug kommt
3. Sie bekommt die Blumen und küsst ihn

Berlin Ostbahnhof, 06.42 Uhr,

Es war ein typischer Wintermorgen. Die Nacht war sehr kalt und das schwache Licht der Bahnhoflampen machte den warmen Atem der vereinzelten Reisenden sichtbar.

101 Rosen hat er für sie gekauft. Seit 20 Minuten wartete er auf sie und hat wegen der Eiseskälte den Strauss schon 4 mal von der rechten in die linke Hand gewechselt. Seine Finger waren so rot wie die Blumen. Abwechselnd wärmte er seine Hände in den Hosentaschen.

Die Züge von Ostasien waren immer verspätet. Dieser Nachzug aus der Mongolei erst recht. Er hat sie seit 3 Monaten nicht mehr gesehen und der Krieg hatte alle Kontaktversuche unmöglich gemacht. Sie wusste nicht, dass sie endlich die Erlaubnis für eine Heirat hatten. Sowie die Erlaubnis, ein Kind zu bekommen. Wie in der Verfassung der Europäische Föderation geschrieben haben sie auch 1 Jahr Anspruch auf Urlaub, und eventuell mehr, wenn sie schwanger wäre. "1 Jahr ohne Krieg" murmelte er wie einen schwer vorstellbaren Wunsch.

Er schüttelte seinen Kopf und hatte plötzlich eine große Tabaklust. Das war normalerweise kein Problem, aber wenn er - wie an diesem Morgen - in der Kälte warten musste, vermisste er ein bisschen das Recht zu rauchen.

Michael Tobias Eckermann, 2. Leutnant des 342. Fußregiment, war nie mit diesen strengen Gesetzen zufrieden. Für ihn war die Europäische Föderation fast keine Demokratie mehr, und er fürchtete immer ein Schicksal wie das der Vereinigte Staaten. Zumindest war der Krieg gegen das große China eine gute Lösung, um einen Krieg in Europa zu verhindern.

Als der Zug kam, dachte er, dass er alle diese Gedanken jetzt vergessen sollte. Sie würde ihm vorwerfen, dass er noch immer zu "politisch" denkt, und dass sie eines Tages dadurch Probleme bekommen könnten. Noch mal schüttelte er seinen Kopf von links nach rechts, als ob es ihm helfen könnte, an etwas anderes zu denken.

Der Zug bremste laut und eine metallische, aber weibliche, Stimme sagte : *Zug 9137-B aus Ulaangom nach London. Sie sind jetzt in Berlin Ostbahnhof. 5 Minuten Stop.*

Die Stimme wiederholte es auf chinesisch, aber er konnte fast nichts verstehen. Er war aus dieser letzte Generation, die noch spanisch lernen mussten. Sie war 5 Jahre jünger als er und sie konnte nicht spanisch sprechen, sondern chinesisch. Letztendlich der Grund, der sie an die Ostfront brachte.

Die ersten Soldaten stiegen aus. Alle sahen sehr gesund aus und froh wieder Zuhause zu sein. Aber Michael konnte durch seine Erfahrung Gesichter und Gehweisen lesen. Diese Menschen hatten viele schreckliche Erlebnisse gesehen und erlebt. Fast alle hatten eine syntho-Prothese, und konnten sie nicht verbergen. Diese Technologie war perfekt für den Körper, aber sie konnte nicht das Trauma von dem Verlust eines Körperteiles löschen.

Mit ihrem Rucksack auf einer Schulter stieg Sonja Maria Malovitch aus. Sie war Chefkororal 1. Klasse des 111. Regiments, und schon seit 3 Jahren in der Mongolei stationiert. Sie konnte sich erinnern, wie der Soldat Eckermann vor 15 Monaten sie vor dem sicheren Tod gerettet hatte, und wie daraus eine unzerbrechliche Bindung entstand. Dafür wurde er ausgezeichnet, aber die Armee war streng: ein Paar konnte nicht an der selben Front kämpfen. Er wurde daraufhin nach Italien geschickt und sie konnten sich seitdem nur 3 mal treffen.

Sie sah ihn, diesen suchenden 33-jährigen Leutnant mit seinem Bouquet. Sie konnte eine heiße Glücksträne auf ihrer Backe spüren, auch ihr Herz schlug schneller. Sie lächelte. Ein Lächeln, dass sie nicht verhindern konnte. Stärker als alles. Stärker als alle diesen Zeiten ohne ihn. Sie lachte, nervös, aber froh.

Endlich sah er sie auch. Alles war, als ob es in Zeitlupe wäre. Sein Gesicht hellte sich auf, als seine Augen ihre Augen trafen. Er lächelte und lachte, anfangs langsam, dann schneller, und schneller lief er in ihre Richtung. Sonja lief auch, und rannte die letzten 10 Meter. Er umarmte sie mit aller Kraft und Zärtlichkeit. Sie küsste ihn überall: auf das Gesicht und auf den Hals. Er hatte immer diese ruhige Distanz, die sie so gern hatte.

"Dank Gott du lebst noch. Und... du siehst wie immer wunderschön aus. Sie sind für dich, für uns. Sonja... ich habe dich so vermisst..."

Das war zuviel für sie. Sie konnte nicht reden. Diese letzten 3 Monate waren schrecklich gewesen. Viele ihrer Soldaten starben, und der Winter war kälter als alles was sie bis jetzt erlebt hatte. Und die Wärme dieser zwei muskulösen Arme war alles was sie jetzt brauchte.

"Sonja, guck mich an. Ich habe eine Antwort bekommen... Wir können heiraten. Du gehst nicht zurück. Wir bleiben zusammen..."

Das Parfum der 101 Rosen berauschte den Chefkaporal. Alles war wie in einem Traum, irreal, unmöglich, unwünschbar.

"Zusammen..." sagte sie. Als der Zug ging, weinte sie. Sie weinte vor Freude, und vor Traurigkeit. Vor Traurigkeit, weil sie soviel schreckliches weit von ihm erlebt hatte. Und vor Freude, weil sie jetzt alles mit ihm erleben wird.

1. Der Zug kommt
2. Sie bekommt die Blumen und küsst ihn
3. Er wartet auf dem Gleis mit Blumen

Berlin Ostbahnhof, 06.51 Uhr,

Sehr laut bremste der Zug, und die mechanische Stimme sagte : *Zug 9137-B aus Ulaangom nach London. Sie sind jetzt in Berlin Ostbahnhof. 5 Minuten Stop.* Denn wiederholte sie es auf chinesisch. Es war sehr früh, und eine sehr kalte Nacht in Berlin, die militärische Hauptstadt Europas.

Sonja Maria Malovitch, Chefkaporal 1. Klasse des 111. Regiments, war zurück nach 3 Monaten an der mongolischen Front. Dort hatte sie alles erlebt. Den Horror eines Krieges, wo man bewaffnete Kinder töten musste, um sich selbst zu schützen ; den Horror eines Krieges, wo man bis zu 4 Tage auf Drogen verbringen musste um zu schlafen, den Horror eines Krieges, wo sie schon 23 ihrer Menschen, und ihre rechte Hand, verloren hatte.

An der Ostfront hatte sie auch die Liebe kennen gelernt.

Zuerst mit Michael Tobias Eckermann. Er hatte ihr das Leben gerettet. Als einziger Überlebender seines Regiments, hatte der 2. Rang Soldat Eckermann das 111. Regiment geführt. Das war nur temporär. Aber genug Zeit, um ihr das Leben zu retten, und um eine unzerbrechliche Bindung zu fördern. Er wird immer wichtig sein für sie. Aber nicht so wichtig wie früher, aber das wusste er noch nicht.

Eines Tages kamen drei neue Rekruten. Drei Frauen. Eher drei Mädchen eigentlich. Die jüngste, Hélène, stammte aus Frankreich, und war erst 18 Jahre alt. Sonja hat ihr viele Liebe

gegeben. Am Anfang war es die Liebe einer Mutter für ihr Kind. Aber diese Liebe wurde intensiver, sie bekam die Liebe von Erwachsenen. Es war ein Geheimnis, da homosexuelle Liebe total bei der Christischen Kirche verboten war. Und dieses Geheimnis gab ihrer Liebe eine unvorstellbare Stärke.

Sie stieg aus. Und sie sah ihn, mit Blumen. Sie sollte ihm die Wahrheit sagen. Auch wenn es bedeutet, dass sie ihn verlieren würde. Er hatte sie noch nicht gesehen. Sein Kopf war höher als die anderen, da er sie suchte. Von links nach rechts schaute er in die Menge. Und als er sie sah, erleuchtete sein Gesicht. Und sie auch. Sie war auch froh, und konnte ihre Gefühle nicht verstecken.

Aber ihre Entscheidung war vor langer Zeit bereits getroffen. Das war sie.

Er gab ihr die Rosen, und unarmte sie. Aber er fühlte, dass sie distanziert war. Er wagte einen Kuss auf ihrer Backe.

„Danke für die Blumen. Sie sind echt schön“ sagte sie, als sie ihn küsste.

„Es gibt dafür eine Gr...“

Sie legt ihre Hand auf seinem Mund.

Sehr ernst sagte sie : „Ich muss Dir zuerst etwas wichtiges sagen.“ Sie erklärte alles. Ihre Liebe für ihn, für sie, ihre Entscheidung, und dass sie immer für ihn da sein würde. Sie gab die rote Blumen zurück, und hasste sich selbst dafür.

Er konnte nicht mehr reden. Er versuchte es, aber sein Körper antwortete nicht mehr. Er sah sie gehen. Alles war am Anfang wie in einem Traum. Aber der Traum wurde ein Albtraum. Auf dem Gleis wartete er mit den Blumen. Er wartete. Um zu verstehen. Um aufzuwachen. Um fähig zu sein, seine Muskeln zu benutzen.

1. Sie bekommt die Blumen und küsst ihn
2. Er wartet auf dem Bahnsteig mit Blumen
3. Der Zug kommt

Berlin Ostbahnhof, 06.53Uhr,

Sonja Maria Malovitch, Chefkaporal 1. Klasse des 111. Regiments, war zu gestresst, um das Wiedersehen zu geniessen. Sie nahm die Blumen, und küsste ihn, 2. Leutnant des 342. Fußregiment Michael Tobias Eckermann, schnell.

„-Wir haben keine Zeit, wir müssen schnell weiter fahren“ sagte sie ohne Einführung.

„Wieso ? Was ist passiert?“

Er sah erstaunt und enttäuscht aus.

„- Wir haben keine Zeit. Wir müssen los, die IPE sucht mich. Ich habe Geheimnisse an der Ostfront mitbekommen. Ich kann nicht mehr für die Armee kämpfen. Ich kann jetzt nicht mehr erklären. Geh zu Gleis 3. Dort fährt in 20 Minuten der Zug nach München. Dort wird die IPE keine Möglichkeit haben, mich zu erreichen.

- Aber wir haben in Europa das Recht uns zu verheiraten. Wir haben endlich die Erlaubnis bekommen !

- Das tut mir leid. Wir werden sie auch in Bayern haben. Bitte, vertraue mir, wir haben keine Zeit. Ich muss ein paar Dinge kaufen, warte auf dem Bahnsteig auf mich, ich komme gleich. Gleis 3“.

Was hatte sie denn entdeckt, um die Innenpolizei Europas zu verängstigen ? Er schüttelte sein Kopf von links nach rechts. Für ihn, wie auch für viele andere, war der Freistaat Bayern ein Rückzugsgebiet für Terroristen, die gegen die Europäische Föderation kämpfen.

Auf Gleis 1 wartete er noch ein bisschen. Der nächste Zug war um 07.17 Uhr nach München. Er schaute auf seine Uhr: 07.01 Uhr. War es real ? Er war so froh sie wieder zu sehen. Die Blumen hatte er noch in der Hand, und sie werden vielleicht nie heiraten. Warum war das Schicksal so unvorhersehbar?

Drei Männer in Schlipps und Kragen kamen. Er hatte, dachte er, keinen Grund zu fliehen. Er war aber sicher, dass sie IPE-Agenten waren. Er hatte leider recht.

„- Herr Leutnant Eckermann ?

- Ja ?

- Wir suchen ihre zukünftige Ehefrau, Sonja Maria Malovitch. Sie sollte in diesem Zug sein. Haben Sie sie gesehen ?“

Sie konnten sie nicht sehen. Aber er sah sie, mit einer blonde Perücke und einer Brille. Sie war so schön. Sie sah ihn auch. Zum Glück schauten die drei Agenten in die andere Richtung. Er sah ihren Blick, ihre Angst, ihre Liebe.

„- Ja...

- Wo ist sie jetzt ?“

Die drei Männer kamen näher, um ihn anzufassen. Er konnte sie nicht mehr sehen, aber wusste genau, dass sie jetzt auf Gleis 3 war. 07.07 sah er auf seiner Uhr. 10 Minuten.

„- Ich habe sie gesehen. Ich wartete auf sie hier. Sie hat mir gesagt, dass sie nach London fahren sollte. Dass sie dort ihren Liebhaber wiedersehen wird. Dass ich für sie nichts mehr kann, und dass ich verstehen sollte.“

Die Ausrede war nicht gut. Aber sie sollte 10 Minuten einbringen. Vielleicht jetzt 9. Er hatte keine Angst. Er war sehr ruhig, da er das nicht wirklich glauben konnte.

„- Sie hat den General Perez ermordert. Schützen Sie sie nicht.“

Seine Sonja. Sie hatte einen General erschossen. Er wusste nicht warum, aber er fühlte sich stolz. Stolz auf seine Sonja. Alles war so ruhig und langsam in seinem Kopf. Er konnte ihre Augen sehen, ihr Lachen hören und das Parfum ihrer Haare riechen.

Als er nichts mehr sagte, haben die IPE-Agenten ihn geschlagen und mitgenommen. Die Blumen fielen zu Boden und die rote Blütenblätter vermischt mit seinem Blut. Der Zug nach Bayern fuhr mit Sonja.

Trotz der Tortur und der Drohungen hat er nie gesagt, dass sie nach Bayern gefahren war.

Trotz ihrer Liebe würden sie sich nie mehr sehen.

Er starb 2 Tage später.

Sind Fehler Eselsohren? Kreatives Schreiben und DaF

von Jens Loescher

I

In Deutschland gibt es noch keine ernstzunehmende akademische Tradition kreativen Schreibens. Viele Autoren verschansen sich hinter dunkel-genialischen Andeutungen und Schutzbehauptungen. Kreativität ist etwas für die happy few, die zum Musenanruf berechtigt sind. Verschiedene Ausprägungen der Schreibbewegung haben diese ‚Entmachtung‘ der großen Masse zum Publikum, die mit der Dilettantenpolemik im achtzehnten Jahrhundert begann, kritisiert und die prinzipielle Gleichwertigkeit aller Schreibimpetus und derer Ergebnisse eingefordert. Das Eine ist so falsch wie das Andere.

Man sieht den Texten, die hier vorliegen, an, wie viel Vorarbeit in ihnen steckt: die Phase des schreibwütigen Tagebuchs oder der Selbsterfahrung haben sie weit hinter sich gelassen. Auf der anderen Seite war der kreative Prozess, der zu diesen beeindruckenden Ergebnissen führte, durchaus gesteuert – nicht nur von mir, sondern auch von den Teilnehmern. Er hatte nichts Genialisches an sich. Im Wesentlichen geht es darum, authentisches biographisches Material so umzuformen und in andere Kontexte zu bringen, dass das Wort ‚Ich‘ sich seiner identifikatorischen und selbststützenden Anteile entledigt. Zeitgleich mit diesem Prozess werden die Sprache und der Bildfundus messbar reicher, spielerischer und zwingender.

Wiederholt haben wir festgestellt, dass sich jede Teilnehmerin/jeder Teilnehmer schon nach wenigen Wochen einen eigenen Stil erschrieben hatte: es erschien möglich, Texte ihren Autoren ‚blind‘ zuzuordnen. Das bedeutet: zwar war das geliebte Ich verabschiedet worden, aber dafür hatte sich ein unverwechselbares Profil *im* Text ausgebildet. Je weniger authentisch der Ausdrucksinhalt, um so authentischer der Text.

Kann man kreatives Schreiben lernen – und lehren? Es gibt mittlerweile zwei Lehrstühle in Deutschland: am Deutschen Literaturinstitut Leipzig (ehemals Johannes-R.-Becher-Institut) und an der Universität Hildesheim. Mit Hans Ulrich Treichel und Hanns-Josef Ortheil sind dort zwei ausgewiesene Autoren am Werk, die in puncto Kreativität eine europäische Variante des amerikanischen common sense praktizieren: sie halten Schreiben für lehrbar, und sie lassen sich als Autoren in die Karten sehen. Europäisch ist dieser common sense aber insofern, als Treichel und Ortheil den ‚Kochbüchern‘ amerikanischer Provenienz misstrauen, die ihr Versprechen: ‚Garantiert schreiben lernen‘ all zu oft verfehlten. Treichel merkt an einer Stelle süffisant an, dass er trotz Höhepunkt, suspense und ‚Motivation‘ eines gelungenen plots immer noch gern Kafka lese und diesen für Literatur halte. Ein weiteres beliebtes Rezept in den ‚Kochbüchern‘, die Vermeidung von Adjektiven, hat uns eine Weile im Kurs beschäftigt: die Diskussion endete zumindest unentschieden.

Unterrichtet man kreatives Schreiben, dann werden diese Fragestellungen sehr konkret; die Studierenden sitzen mit gespitztem Bleistift und erwarten Schreibaufgaben. Neben anderem sollte eine Progression erkennbar sein, die sich von ‚Ich-Desensibilisierung‘ über das Abzapfen des inneren Phantasie- und Bildfundus über sprachliche Aspekte (wie funktioniert eigentlich eine Metapher?) bis zu Bausteinen und Schreibstrategien für eine längere Geschichte zieht. Sucht der Dozent in den amerikanischen ‚Kochbüchern‘, so wird er dort zu allen genannten Themen fündig – immerhin. Nicht alles aber überzeugt: zu viel Hemingway steht neben zu wenig Kafka; also zuviel Realismus, Plotverliebtheit, geradlinige Figuren, Dialogversessenheit; zu wenig Mut zur Verfremdung und Mehrschichtigkeit. Nimmt der suchende Dozent dann die einschlägigen Sammelbände aus Leipzig und erste Äußerungen aus Hildesheim (Stephan Porombka) in die Hand, um Treichels Kafka schreibpraktisch kennen zu lernen, so wird er bitter enttäuscht: die Aufsätze vermeiden es peinlich, eine einzige konkrete Schreibaufgabe vorzustellen. Die Kritik am verkürzten Literaturbegriff der ‚Kochbücher‘ ist also vollauf berechtigt, außer Ursula Krechel hat allerdings noch niemand den Beweis angetreten, dass Kreatives Schreiben in der europäischen Tradition übungstypologisch abbildbar ist.

In Kursen wie diesen, die sich beizeiten anschicken, Engagement, Klugheit und ein gutes Gruppenklima zu einem produktiven Gemisch zu bringen, bietet es sich an, den Mittelweg zwischen Hemingway und Kafka zu wählen; tendenziell können aber auch hier die Schreibaufgaben nicht konkret genug sein: Bilder, unbekannte Menschen – eine Studentin aus der Mediothek stand uns ‚Modell‘ –, Kälte, Lärm, andere Schreibstörungen. Mindestens zwei der vorliegenden Geschichten entstanden aus Drei-Satz-Plots des Musters boy meets girl, boy gets girl, boy loses girl. Der erfahrungshungrige Dozent vermerkt also: gibt man Hemingway vor – einfache Strukturen, basale Vorgaben, ‚mythische‘ Kerne –, kommt Kafka von allein.

II

Bleibt die Frage nach der Relevanz für die Sprachkompetenz der durchgängig fremdsprachlichen Studierenden. Liest man die Texte in Hinblick auf lexikalische Varianz und Treffsicherheit, das Repertoire an syntaktischen Funktionen, an Satz- und Textverknüpfungen und schließlich an ausführenden Strategien (Umsetzung muttersprachlicher Mittel in fremdsprachliche), kurz: die Realisierung eines komplexen Ausdruckszieles in der *Fremdsprache* Deutsch, so beantwortet sich diese Frage, glaube ich, von selbst. Jeder Studierende hat in diesem Semester dreißig bis fünfzig Seiten hochqualitativ geschrieben, einige mehr.

Allerdings gibt es ein strukturelles Problem, das noch der Klärung, auch wissenschaftlich, harrt. Das Ziel kreativen Schreibens ist die Förderung von Schreibproduktivität; Hemmnisse auf verschiedenen mentalen Ebenen müssen abgebaut oder umrundet werden: emotionale, soziale, rationale. Da Korrekturtätigkeit monitoring erfordert, eine Art rationales ‚Über-Ich‘ (Aufmerksamkeit auf grammatische Strukturen, Selbstkorrektur), wird das Problem unmittelbar evident: man kann nicht kognitive Supervision entkräften und gleichzeitig monitoring abfordern.

In die andere Richtung: Schwächt man mentale Kontrollfunktionen, so affiziert das auch die Instanz, die fremdsprachliche Realisationen auf Regelhaftigkeit überprüft.

Es scheint allerdings eine Lösung vorstellbar, die sich von dem engen, kognitiven Regelbegriff der Sprachendidaktik verabschiedet. Ist es denkbar, dass sprachliche Regelbefolgung auch Teil eines *kreativen* mentalen Prozesses ist? Auch kreative Schreibprozesse sind ja ‚kognitiv‘ geleitet, rekursiv überprüfend und progressiv planend. Zu allen Texten, die hier vorliegen, existieren Vorstufen, Planungsschritte. Wenn, so die gängige These der Schreibforschung, Korrekturen produktiv, ideengenerierend wirken; kann nicht Schreibproduktivität ihrerseits sprachliche Richtigkeit ‚anstreben‘? Wenn Kreatives Schreiben auf die ästhetischen und auch satzformalen Aspekte der Sprache achtet, um sich möglichst ‚genau‘ auszudrücken, warum gilt das nicht auch für das Genus, die Morphosyntax, die Wortstellung? Die Intervallthese – zuerst produktiv, dann korrektiv – müsste überdacht und gegebenenfalls ‚integrativer‘ gefasst werden. Erst wenn die Realisierung der Schreibidee sprachlich richtig ist, gewinnt die nächste Idee Kontur, ergibt sich eine Stringenz in den Erzählbildern.

Soweit die Idee. Alle Praktiker wissen jedoch, dass Texte von Deutschlernern natürlich Fehler aufweisen, auch wenn sie ihr Ausdrucksziel erreichen. Das widerspricht allerdings meiner These nicht, dass sprachliche Richtigkeit genuines Element von Schreibproduktivität und nicht nachgeschaltetes Element auf die Sprachstruktur gerichteter Aufmerksamkeit ist. Letztendlich ist die Kategorie ‚Fehler‘ bei C1- oder C2-Lernern vielen Ebenen richtiger Sprachanwendung ‚aufgesetzt‘: die Buchstaben sind richtig geschrieben, die verwendeten Worte sind im Lexikon, es lassen sich syntaktische Einheiten ausmachen, es findet eine Vielzahl von Regelapplikationen statt, von denen die meisten glücken. Auf all diesen Ebenen ‚funktioniert‘ auch kreatives Schreiben, zumindest auf dem Niveau der meisten dieser Lerner. Dass es auf einer ‚hohen‘ Ebene ‚Fehler‘ produziert, kann also nicht nur der Abwesenheit der mentalen Kontrollinstanz geschuldet sein. Vielmehr scheint hier das Ausdrucksziel noch schwammig, eine Schreibstörung irgendeiner Art, auch eine mangelhafte Schreibaufgabe vorzuliegen. Der grammatische oder auch – seltener bei diesen Schreibern – der lexikalische Fehler markiert sozusagen ein Schreibproblem, eine Hürde, die im Moment nicht genommen werden kann. Fehler sind das Eselsohr, das Lesezeichen für die Relektüre, die einsetzt, wenn der Schreibprozess stockt.

Lässt sich das nachweisen? Jedenfalls nicht ohne eine aufwendige Studie. Einstweilen muss der kritische Blick auf diese sehr schönen Texte reichen. Nach der Schlussredaktion verbliebene ‚Fehler‘ deuten vorwiegend – nicht immer – auf einen Lapsus des kreativen ‚Zugs‘; sie sind kaum einer noch mangelhaften Interimsprache der Lerner geschuldet oder einer ‚Fehlleistung‘ der Regelapplikation.

III

In einem Dialog von Erasmus über Schreiborte, Schreibwerkzeuge und Inspirationen resümiert der Belehrte: „Jetzt weiß ich erst, was schreiben heißt“. Mein herzlicher Dank gilt den

Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Kurses. Meiner Denkweise entsprechend ist er reflexiv, nicht kreativ ausgefallen.

Literatur

Ursula Krechel: „In Zukunft schreiben. Handbuch für alle, die schreiben wollen“, Salzburg: Jung und Jung, 2003.

Stephan Porombka: „Abgewandt. Angewandt. Zugewandt. Über die Beziehung von Literaturwissenschaft und Kreativem Schreiben“, in: Zeitschrift für Germanistik N.F., 2006, H.3.

Hans Ulrich Treichel/Josef Hasslinger (Hg.): „Wie werde ich ein verdammt guter Schriftsteller? Berichte aus der Werkstatt“, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2005.

Hans Ulrich Treichel/Josef Hasslinger (Hg.): „Schreiben lernen – Schreiben lehren“, Frankfurt a.M.: Fischer, 2006.

Inhalt

7 GESCHICHTEN 5

Verstummen	6
Das Loch	11
Langsmes Rühren	17
Geburtstag	20
Mein Leben im Meer	23
Pünktlich wie der Tod	41
Dem Hasen nach	51

7 WERKE 60

Das Telefongespräch	61
Jared	61
Ton und Farbe	66
Firuza	66
Die Taxigeschichte	67
Corentin	67
Diane	68
Elena	69
Javier	70
Der Plot	73
Pierre	73
Sind Fehler Eselsohren? Kreatives Schreiben und DaF	79
von Jens Loescher	79